

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Juni 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. № 39.

Un capriccio.

Novelle aus der italienischen Gesellschaft von M. Lion.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

Es war gegen Abend, als ich in meiner Heimat wieder anlangte. Unsere Equipage, und in ihr meine Mutter, warteten bereits auf dem Bahnhofe; am Schlage stand, man denke sich meine Verwirrung — der blau-silberne Capitano, bleich zwar und etwas schmal geworden, aber elegant und statlich wie immer. Ich glaubte zu bemerken, daß er noch bleicher wurde vor Erregung, als ich hinzutrat und er mich mit wenigen angenehmen Worten begrüßte; die Freude mich wiederzusehen spiegelte sich unverkennbar auf den krankhaft blassen Zügen. Augenscheinlich wußte er nichts mehr von meinem beleidigenden Lachen und meinen unartigen Lügenbulletins während meiner Halsentzündung. „Vielleicht hat er von alledem gar nichts bemerkt,“ sagte ich spöttisch zu mir; „er denkt ja nur an seine Bücher und Karten.“

„Ich freue mich, Signore, daß Sie sich so schnell von Ihrem mißglückten Kunstfreiterversuch erholt haben,“ bemerkte ich ziemlich unartig, als ich eilig in den Wagen stieg.

Er verneigte sich still und lächelte wie jemand, der sich über die Beleidigungsversuche eines erzürnten Kindes amüßirt. „Sehr gütig, gnädiges Fräulein — wie immer! Wenn die Damen es gestatten, werde ich also morgen um die Vormittagsstunde . . .“

„Ja wohl, Signore, wie ich Ihnen so eben sagte.“

Meine Mutter sprach die Worte, während die Pferde schon anzogen; noch ein ehrerbietiger Gruß, ein Neigen von unserer Seite, und wir rollten der Stadt zu.

Mein Herz jubelte auf in heller Freude, als ich wieder die altvertrauten Stufen in unserm Palazzo emporprang und in den Salon stürmte. Die Balkonthüren standen weit offen; ein Tischchen war davor geschoben, und auf ihm erblickte ich meinen Nellenstock in voller, übervoller Blüte, ach — weißer Nellen!

Ich stand wie erstarrt; diese Enttäuschung, wenn auch in einer eigentlich so geringfügigen Sache, verband sich mit meinem

neuerwachten Aberglauben, um mir eine alberne kindische Furcht einzuslößen. Bei meinem ersten Schritt ins Vaterhaus schauten mich, die ich so jubelvoll, so freudbefördernd eintrat, diese bleichen, schwermüthigen, matten Blumenaugen an, als hätten sie mir ein Verhängniß zu künden, als gemahnten sie mich an irgend etwas, an das ich mich nicht erinnern konnte — an irgend etwas Trauriges, Vorwurfsvolles!

Der Abend ging in lebhaftem Geplauder hin, wie dies nach meiner Abwesenheit so natürlich war; aber als ich früh mein Lager suchte und dann der Schlummer auf mich niedersank, träumte ich von weißen Nellen und traurigen Augen, und traurigen Augen und weißen Nellen, in wirrem phantastischen Durcheinander.

Der folgende Morgen schien hell in mein anmuthiges kleines Zimmer, als Giovanna die schweren grünen Jalousien lüftete und mir Schlafrock und Morgenhäubchen vor das Bett legte. Ich schaute verwundert auf die Pendule über dem Kamin; bis halb zehn Uhr hatte ich geschlafen.

Was hatte man denn heute vor? War irgend etwas in Aussicht genommen? Ich dachte nach. Richtig, der Capitano kommt in zwei Stunden. Da wollen wir uns doch nach und nach erheben und in Toilette werfen. Und die eitle kleine Person sah vor dem Ankleidspiegel und ließ sich während des Frisirens allerlei thörichtes Zeug von der Giovanna in den Kopf schwagen. Eine Stunde später klappte ich das Piano im Salon auf. Ich spielte und spielte; alles um mich her vergehend, schwelgte ich in dem Vergnügen, nach einer Zeit fortwährenden Gesellschaftstrabls wieder einmal ganz nach Gefallen für mich allein musizieren zu dürfen.

Als ich eines meiner liebsten Musikstücke beendet hatte und mich zu dem Notenpult herabzog, um das Heft wieder einzureihen, hörte ich ein diskretes Husten hinter mir, und als ich mich umwandte, sah ich zu meinem Erstaunen den Capitano mitten im Zimmer stehen.

„Signore!“

Ich war aufgesprungen und mußte wohl in sehr herausforderndem Tone gerufen haben — er wurde roth vor Unwillen und Verlegenheit.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiges Fräulein; ich wurde hier eingeführt, die alte Dienerin nannte laut meinen Namen; ich wartete zunächst dort an der Thür und ging erst nach geraumer Zeit mit meinem wenigst schyphenhaften Schritt bis hier in die Mitte des Zimmers. Als ich dann jedoch bemerkte, daß Ihre Aufmerksamkeit ausschließlich jenem Liebe galt, beschloß ich geduldig zu warten und mich nach Schluß der Pöce in Erinnerung zu bringen. Sie sehen, ich bin ganz schuldlos.“

Ich mußte nun doch lächeln; sagte ihm, daß die Mama jedenfalls von Giovanna benachrichtigt sei, und bald sahen wir einander an der Balkonthür gegenüber. Zwischen uns stand das Tischchen mit den verhängnißvollen weißen Blumen.

Anfangs drehte sich das Gespräch um meine Reise, um die Gesundheit der Mama, endlich — es war nicht mehr zu vermeiden, mußte auch sein Unfall berührt werden, umso mehr, als er sich hier, d. h. vor diesem Fenster ereignet hatte. Unwillkürlich stockte ich, und es trat eine kleine Pause in der Unterhaltung ein. Ob der Capitano mein Verstummen für etwas anderes hielt als eine leichte Verwirrung, ob mein Blick, mein unbefangenes offenes Wesen ihm offenbart hatte, was ich erst später zu meinem Schmerz entdeckte — ich weiß es nicht. Genug, er wurde plötzlich sehr ernst, blickte mich groß und bittend an und sprach lange und beredt von allerlei Dingen, die ich vor Ueberraschung erst nur halb verstand, denen ich dann aber in fast fieberhafter Aufregung zuhörte.

Er habe an sich beständig gefanden, sagte der Capitano, was er bis dahin aufs eifrigste bekämpft habe — die Liebe auf den ersten Blick. Von der Stunde, da unsere Augen einander zuerst begegnet seien, habe er ein Gefühl für mich genährt, dessen Stärke er erst während meiner Entfernung, zur Zeit seiner Krankheit in ganzem Maße erkannt habe. Er sage mir nicht, daß er meine Schönheit bewundere, er habe mir das wohl auch nie gesagt, vielleicht nicht einmal darüber nachgedacht; aber der Eindruck, den mein Erscheinen, meine Gegenwart auf ihn übe, sei ein solcher, wie alle Schönheit der Welt ihn nicht hervorbringen könne. Er habe dann das Gefühl, als sei ihm nach der qualvollen Existenz, die das Fernsein von mir für ihn in sich schließe, das mausprechlichste Glück, die tiefste innigste Freude geworden, und er sage sich immer von neuem: dies ist das einzige Weib, dem Du — nächst dem Vaterlande — Dein Leben widmen möchtest. Entwickelte sich ihr Geist an der Seite eines Mannes, den sie liebte, der sie wahrhaft liebt, sie würde eines der herrlichsten Geschöpfe auf Gottes Erde werden. „Halten Sie nicht für eine Ueberschätzung meiner selbst, für eine hohle Eitelkeit von mir, was ich jetzt sagen will,“ fuhr er fort; „so wenig Sie selbst in Ihrer unbefangenen Sorglosigkeit sich dessen vielleicht bewußt geworden sind — auch in Ihnen schlummert der Keim zu einem tieferen Gefühl für mich, und diese Ueberzeugung hat mich aufrecht erhalten in mancher schweren Stunde, die mir in letzter Zeit beschieden war.“

Empört wollte ich ihn unterbrechen; diese beleidigende Sicherheit, diese Arroganz, wie ich seine ersten Worte nannte, konnte, wollte ich keinen Augenblick länger ertragen.

„Hören Sie mich noch zwei Minuten lang an, nur zwei kurze Minuten, und antworten Sie mir dann nicht sofort, ich siehe Sie an. Ich hätte den Keim jenes Gefühls in Ihnen sich zeitigen lassen sollen; es war mein Wille so; aber mancherlei Befürchtungen bemächtigten sich meiner — es hat sich anders gefügt. Ich bringe Ihnen ein ganzes ungetheiltes Herz, eine Liebe, heilig, stark und unzersplittert entgegen. Ach, und ich wollte so gern, so gern, daß die Blüten Ihres Geistes und Gemüths sich an meiner Brust, unter meinen Händen entfalten. Gott möge einst Rechenschaft von mir fordern, ob ich sie gehegt und gepflegt habe im Sonnenschein meiner Liebe, wie man die holdste Blume hegt und pflügt. Sie wissen, daß die kleinen Künste der modernen Gesellschaft meinem ernstern Wesen fern liegen; aber nie habe ich Ihnen Ihre rothen

Nelken bringen können, ohne des Spruches zu gedenken, denen man diesen Blumen in den Mund legt: Plus je te vois, plus je t'aime!“ Und er hatte meine Hand ergriffen und schaute mir tiefbewegt in die Augen.

Es entstand eine Pause; ich konnte kein Wort hervorbringen vor widersprechenden Empfindungen. Er hatte zu mir gesprochen, meinte ich, wie zu einem unentwickelten Geschöpf, zu einem Kinde! Er hatte mir, dem schönsten Mädchen Alessandrias, gesagt, er habe nie auch nur darüber nachgedacht, ob ich schön sei! Er hatte meine Liebe mit Sicherheit vorausgesetzt, und das alles glaubte er sich herausnehmen zu dürfen, weil er selbst bis dahin kein Mädchen geliebt und geküßt hatte; weil er — o wunderliche Mitgabe! — ein unentweichtes Herz mir brachte! Ich entzog ihm anfaßt meine Hand. Gestraft mußte er werden für diese Kühnheit. Nicht bitter genug, nicht kalt genug konnten die Worte sein, die ich ihm zurückgeben würde. Ich wollte ihm zeigen, daß ich kein kleines Mädchen sei!

Und wie ein Kind mit dem Händchen in die brennenden Nesseln fährt, unbewußt der schmerzenden Wunde, die es selbst sich schlägt, so griff ich in den weißen Nesselstiel vor meinen Augen. Zwei, drei, vier der vollen Blüten riß ich ab mit schonungsloser Hand und warf sie vor den ersten Mann dort auf die dunkle Marmorplatte des Tisches:

„Da, da und da! Wissen Sie, was die Nesseln, die weißen Nesseln sagen? Plus je te vois, plus je te deteste! sagen sie, und mein Herz sagt es ihnen nach, Wort für Wort — zu Ihrem stolzen Herzen!“

Eine tiefe Stille war meinen leidenschaftlichen Worten gefolgt — da riß ein scharfer Zugwind plötzlich die gegenüberliegende Thür aus dem Schloß und warf die hohen Fensterflügel zum Balkon klappend auf. Ich wollte wehren; der Arm fuhr über den Tisch; ein Fall, ein Krach — der Nesselstiel lag zerbrochen am Boden.

Und der Mann mir gegenüber? Weshalb hatte er die Hand über seine Stirn, seine Augen gelegt? Weshalb war er so still geworden? Weshalb schaute er so seltsam bleich und matt, als er sich jetzt hoch aufgerichtet vor mir verneigte? Er wollte wohl etwas sagen; seine Lippen bebten so eigen und schlossen sich dann wie im Schmerz, so fest und bitter. O Gott! was war das?

Er hatte sich von mir gewandt und schritt langsamen, gleichmäßigen Schrittes der offenen Flügelthür zu.

Er würde die Thür schließen und zurückkehren; ich wußte ja, daß er mich nie und nimmer im Zorn verlassen konnte, wenn ich ein unbedachtes Wort gesagt oder ihn gekränkt hatte. Aber nein; sein fester Schritt hallte über die Marmorfliesen des Korridors, ich hörte, wie er Stufe auf Stufe der Stein-
treppe hinabstieg; jetzt fiel die schwere Hausthür ins Schloß. Ich war allein und würde ihn nie mehr wiedersehen, seine Stimme nie mehr hören, er würde sich nie mehr zuneigungsvoll zu mir hinabbeugen! Die Augen — ach, jetzt fiel mein Blick auf die Nesseln am Fußboden, und ich schrie auf vor tiefem, erkennendem Schmerz. Das war ja wie seine Augen, wie der todeswunde, matte Blick, mit dem er mich angeschaut! Ja, so hatten seine Augen zu mir hinübergesehen, wie jetzt die armen, blassen Nesseln aus ihrem verschütteten Häufchen Erde zu mir auflagten in stummem Vorwurf.

Giovanna eilte hinein: Der Herr habe sie hinaufgeschickt; und gleich kniete sie auf dem Fußboden, um die Scherben zu besichtigen. „Wie schade, gnädiges Fräulein, der Nesselstiel ist gerade über der Wurzel abgebrochen — da ist keine Hilfe — es ist aus!“

„Es ist aus!“ Warum sagte ich das so laut vor mich hin? Ich hatte es ja gewollt! Ja, hatte ich es denn gewollt? Ich saß in dem kleinen Sessel und sammelte meine Erinnerungen an ihn, und dachte jeder Stunde, die wir miteinander verlebt hatten.

Giovanna trat ins Zimmer und setzte ein Wasserglas mit den abgebrochenen einzelnen Nesseln vor mich nieder.

Von diesem Tage, dieser Stunde an konnte ich meine frühere sorglose Heiterkeit nicht mehr wiederfinden. Ich fühlte, wie sich mehr und mehr eine nervöse Unruhe meiner bemäch-

rigte und mich von einer hastigen unstillen Beschäftigung zur andern trieb; und dann konnte ich wieder Stunden lang unbeweglich sitzen und sinnend vor mich hinstarren.

Ich hatte nur einen Gedanken: den Capitano; ich hegte nur eine Hoffnung, daß er wiederkehren würde; ich suchte nur aus einem Grunde Gesellschaft und Zerstreuung auf, um von ihm zu hören, ihn vielleicht zu sehen; ich träumte nur ein Glück, ihn für meine Worte um Verzeihung bitten zu dürfen, ihm zu sagen, daß ich für ihn empfand wie er für mich.

„Wie er für mich?“ mußte ich nicht sagen: wie er einst für mich! Er hatte in dieser Zeit völlig zurückgezogen gelebt und war mir förmlich ausgewichen. Ich hatte ihn nicht einmal an unserem Hause vorbeireiten sehen. Kehrete das Militär von den Exercierplätzen zurück, und wie oft erwartete ich jetzt ungeduldig diese Stunde, so bog er mit dem übrigen Regiment in eine andere Straße ein, noch ehe unser Haus passiert war. Kein Blick, kein Zögern ließ mich erkennen, ob noch ein Rest der alten Zuneigung für mich in seinem Herzen lebte. Ich litt entsetzlich; um so mehr, als ich nicht zu leiden wußte, als es zum ersten Male war, daß der Schmerz an mich herantrat; mehr noch, weil mein Stolz mir gebot im Geheimen zu leiden, und am bittersten, weil ich mir wieder und immer wieder sagen mußte, daß ich selbst mit muthwilliger Hand mein Glück zerstört hatte. Ich begriff jetzt nicht, es war mir völlig unfaßbar, daß ich mir nicht früher klar geworden war über den Zustand meines Herzens. Ein Mann wie der Capitano würde mir fürwahr nicht jene Worte gesagt haben, wäre er nicht überzeugt gewesen, daß er mir nicht gleichgiltig sei. Ich wußte jetzt, daß ich ihn liebte, daß seine Gegenwart, seine Zuneigung, die Sicherheit von ihm geliebt zu werden, mir Lebensbedürfnis sei, und meine Lage ihm gegenüber war eine namenlos qualvolle.

Oft sagte ich mir: „Du hast ihn mit den bittersten Worten fortgeschickt — er kann nicht wieder zurückkehren.“

Dann wieder tröstete ich mich: „Er weiß, wie leicht sich mir ein unüberlegtes Wort über die Lippen drängt, er wird mir verzeihen und wieder eine Annäherung suchen.“ Hatte er doch mit klaren Worten, die ich mir, ach so tausendfach wiederholte, gesagt, welche unaussprechliche Freude es für ihn wäre, in meiner Nähe zu sein; wie sehr er unter meinem Fernsein leide.

Ja, aber was hatte ich ihm darauf erwidert! Ach, es war aus, alles aus.

Meiner Mutter hatte ich nichts von jener Scene mitgetheilt. So nachsichtig sie in fast jeder Beziehung gegen mich war, so wenig eigentliches Vertrauen hegte ich doch zu ihr.

Eines Tages sah ich ein Billet in ihrem Körbchen liegen und glaubte des Capitano Hand auf dem Couvert zu erkennen; aber ich konnte mich nicht entschließen, eine Frage in Bezug darauf zu thun, aus Furcht, daß die Unterredung auf ein für mich sehr peinliches Gebiet übergehen würde. Ich hielt mich fast den ganzen Tag in meiner Mutter Arbeitszimmer auf, eine Rücksicht, die sie sonst wenig von mir gewohnt war, und versuchte, ihr durch alle erdenklichen Redewendungen eine Mittheilung über den ausschließlichen Gegenstand meiner Gedanken zu entlocken, aber immer vergebens.

Da wurde meine Mutter von Giovanna abgerufen, und ich blieb allein im Zimmer, allein dem verhängnißvollen Körbchen gegenüber. Ich kämpfte hart mit meinem Anstandsgefühl und meinem Stolz, es ist wahr; aber endlich trug meine fieberhafte Ungebuld den Sieg davon, und ich beging zum ersten Mal in meinem Leben mit vollem Bewußtsein eine Indiscretion und Unschicklichkeit; ich öffnete den Brief. Er war wirklich von dem Capitano und enthielt nur wenige Zeilen der Verabschiedung und des Dankes nebst einer Nachricht, die ich zuerst kaum begriff, so unerwartet traf sie mich: er hatte sich versehen lassen, und gedachte andern Morgens in der Frühe Alessandria zu verlassen. Ich hatte kaum so viel Besonnenheit, den Brief zusammenzufalten und wie zuvor in das Couvert zu schieben, dann eilte ich überströmenden Auges in mein Zimmer, drehte den Schlüssel um und warf mich außer mir vor Kummer auf mein kleines Sopha.

Jetzt erst wurde ich mir bewußt, wie viel Hoffnung ich noch gehegt hatte, aber zu gleicher Zeit auch sagte ich mir,

daß mit dem heutigen Tage jede Aussicht schwand, den Capitano wiederzusehen. Der Gedanke, unwiderstlich und im Jorn von ihm getrennt zu sein, war mir geradezu unerträglich und machte immer von neuem meine Thränen fließen. Ich presste mein Taschentuch an den Mund, um nicht laut zu jammern vor Schmerz; ich weinte, weinte, weinte, als müßten meine Thränen ihn zwingen zu mir zurückzukehren, um mich zu trösten, mich, das vom Glück verhäßselte, vielumworbene Mädchen, das hier um ihn, den Berichmähten, klagte und schluchzte.

Nach einer kleinen Stunde mußte wohl mein Thränenvorrath so ungefähr erschöpft sein, ich setzte mich, das zusammengeballte Tüchlein in der Hand, aufrecht in die Chaiselongue, starrte in verzweiflungsvoller Ruhe vor mich hin und überlegte allen Ernstes, was mir noch zu thun übrig blieb.

Noch weilte er in Alessandria, noch mußte er für mich zu erreichen sein; und mochten die Sterne am Himmel sich vor Verwunderung die Augen blind guden, ich mußte und wollte ihn erreichen. Und hatte ich ihn erst erreicht, nun dann würde alles gut werden; „dafür wollte ich sorgen,“ sagte ich mir siegesgewiß.

Wenige Minuten später hatte ich meinen Entschluß gefaßt; ich kühlte und wusch meine armen schmerzenden Augen mit frischem Wasser, schloß die Zimmertür auf und ließ spornstreichs zu Carlo, der vor Stammen sein Puzzeug fallen ließ, als ich in seine Kammer neben dem Pferdestall trat.

Obgleich mir der Alte dringend den einzigen Stuhl anbot, zog ich es vor, mich auf eine hohe Futterkiste zu schwingen, wahrscheinlich weil dieser Sitz meiner fähnen Stimmung mehr entsprechend war, befahl Carlo sich mir gegenüber zu setzen, und begann nach echter Diplomatenart, indem ich ihn eine Schmeichelei an den Kopf warf.

„Er sei von jeher der einzige Mensch gewesen, zu dem ich Vertrauen gehabt habe,“ sagte ich ihm. „Als ich klein gewesen sei, hätte er mir mein Spielzeug zurechtgestellt; jetzt sei mir etwas viel wichtigeres in die Brüche gegangen, und ich sei so traurig, daß ich meine, das Leben sei entzwei;“ und ich fing von neuem zu weinen an und beschwor ihn, mir zu helfen.

Jetzt hatte ich wenigstens die Genugthuung, daß meine Thränen nicht flossen, ohne Eindruck hervorzubringen. Carlo gerieth förmlich in Ekstase vor Angst und Sorge um mich. Er gelobte mir, daß er Himmel und Hölle in Bewegung setzen würde, um mir Genugthuung zu verschaffen. Als ich aber — immer wieder von kleinen Thränenstauern unterbrochen — mein Herzeleid erzählte, entfuhr doch ein per bacoo nach dem andern seinen zusammengepreßten Lippen, und er schüttelte ratlos den alten Kopf. Sodann rückte ich mit meiner Forderung vor — Aufzählen seinerseits und Unmöglichkeitserklärung.

Ich sprang mit einem Satz, der dem alten Vater in der Edelehre gemacht haben würde, von dem Futterkasten herunter auf den Fußboden und wandte mich ab. „Nun ja,“ rief ich, „ich hätte es wissen können; ich habe eben keinen Menschen unter der Sonne, der mir wahrhaft zugethan ist.“

Das war mein letztes großes Mittel gewesen, und es half mir zu meinem Ziel. Carlo willigte in alles, bat nur unter den lebhaftesten Gestikulationen, daß ich bei meinem beabsichtigten Wagniß Gestalt und Antlitz so viel wie möglich verhüllen solle, und sagte mir seine Begleitung auf einem Gange durch die abendlichen Straßen zu.

„Was liegt an mir altem Kerl? Merkt die Padrona etwas von der Geschichte — und daß niemand sonst etwas erfährt, dafür will ich schon sorgen — und jagt mich die Padrona aus dem Hause, ebbene (nun wohl), so habe ich wenigstens dem kleinen Fräulein bewiesen, daß ich für das kleine Fräulein alles thun kann.“

Ich fiel dem Alten entzückt um den Hals, und dann setzte ich mich, bedeutend sanfter gestimmt, auf seinen Schemel, um das Nähere zu verabreden.

Carlo wollte mir, um jedes Erkennen unmöglich zu machen, ein ordinäres schwarzes Schleiertuch besorgen, wie es die Frauen aus dem Volk überwerfen. Auch gewöhnliche Kleidung, etwa für eine Dienerin passend, versprach er, mir binnen wenigen Stunden zu verschaffen. Abends, wenn er die Mama in

ihre Loge gefahren hätte, wollten wir dann den kühnen Schritt unternehmen.

Wir selbst fiel die Aufgabe zu, mich von dem Besuch des Theaters, in dem heute ein neues Stück gegeben wurde, frei zu machen. Die Mama hatte sich mit einer unserer befreundeten Familien verabredet und wurde erwartet; hierauf baute ich meine Hoffnung, und gedachte den letzten Moment vor der Abfahrt zu benutzen, um, ein Unwohlsein vorschüßend, zurückzubleiben. — Alles ging besser wie ich geglaubt hatte. Die Mama trat, als sie bereits auf mich gewartet hatte, in meine Stube und fand mich vollständig für das Theater angekleidet auf der Chaiselongue lehnen; ich erklärte ihr, daß ich heftige Kopfschmerzen und auch etwas Halsweh hätte. Nach wenigen Minuten des Deliberirens hatte ich meinen Zweck erreicht; der Wagen rollte die Straße hinauf, ich war allein.

Eilig entledigte ich mich nun meiner Toilette und legte die mir von Carlo bereits überbrachten Kleider an. Als ich meinen Anzug beendet hatte und mich in dem großen Spiegel beschaute, erkannte ich mich selbst kaum wieder.

Ich wartete, zum Fenster hinausgebeugt, auf den heimkehrenden Wagen. Zwei Offiziere gingen am Hause vorüber; sie waren im lebhaften Gespräch. Ich horchte hinunter und hörte das Capitano Namen nennen. Gleich darauf glaubte ich einige weitere Worte zu verstehen: „Mit seinen sämtlichen Kameraden im Café di Roma“ hatten sie gesagt.

Jetzt kam eine Equipage um die Straßenecke und bog dann langsam in die Thorsahrt neben unserm Hause ein. Carlo war zu Hause. Nach kurzer Zeit erkannte ich seinen Schritt auf dem Korridor; ich nahm einen großen Carton zur Hand, schloß eilig mein Zimmer ab und ging schweigend neben dem Alten die Treppe hinab.

Wir schlugen geradenwegs die Richtung nach des Capitano Wohnung ein; ich schaute hinauf — es war kein Licht zu erblicken. „Ich muß hinaufgehen, Fräulein, aber was wird aus Ihnen? Ich kann Sie unmöglich hier zurücklassen. Treten Sie gleichfalls in das Haus und halten Sie sich immer einige Stufen hinter mir. Der Signor Capitano wohnt zwei Treppen hoch; während ich an seiner Thür nach ihm frage, können Sie so weit zurückbleiben, das niemand Sie bemerkt.“

Ich hätte vielleicht am besten gethan, auf diesen Vorschlag einzugehen; aber eine unbezwingliche Scheu hielt mich davon zurück, in das Haus einzutreten, den Capitano gewissermaßen selbst in seiner Wohnung aufzusuchen. Ich weigerte mich also entschieden und bestand darauf, den Alten hier unten zu erwarten. Ich glaubte mich, ohne irgendwelchen Belästigungen ausgesetzt zu sein, hier fünf Minuten aufhalten zu dürfen.

„Sage dem Officiere, daß ich ihn für wenig Augenblicke zu sprechen wünsche, da ich nicht, ohne ihn nochmals zu sehen, von ihm scheiden möge,“ schärfte ich Carlo nochmals ein. Dann sah ich klopfenden Herzens, wie er, so schnell ihn die alten Beine tragen wollten, die Treppe hinaufeilte.

Kaum aber hatte ich ihn aus dem Gesicht verloren, als eine namenlose Furcht sich meiner bemächtigte. Ich war zum ersten Mal in meinem Leben allein auf der Straße; allein zu einer vorgerückten Abendstunde und in einer Verkleidung, in die ich mich nicht zu finden wußte. Ich hielt krampfhaft meinen Carton in den Händen und suchte mich so zu stellen, daß das Licht nicht auf mein Gesicht fiel.

Jetzt kamen drei oder vier junge Leute die Straße herab; es schien mir, als wenn einer von ihnen mich scharf fixierte, aber ich wagte nicht, mich von der Hausthür zu entfernen. Meine Knie zitterten; ich war außer mir vor Angst und Verwirrung. Plötzlich machte der erwähnte junge Mann einen Schritt auf mich zu und bog den Kopf etwas zur Seite, um mir ins Gesicht zu schauen; da konnte ich mich vor Aufregung und Schreck nicht mehr beherrschen, ich riß die Hausthür neben mir auf und stürzte in die von einer Ampel matt beleuchtete Vorhalle und die Treppe hinauf.

Kaum war ich jedoch die Hälfte der Stufen emporgerannt, als sich die Thür zur ersten Etage öffnete und der Capitano daraus hervortrat. Er winkte in der mir so wohlbekannten, verbindlich ruhigen Weise einen Gruß zurück, und stieg dann nicht, wie ich gehofft hatte, die Treppe zu seiner Wohnung empor, sondern die Stufen hinab, mir entgegen. Er ging langsamem Schrittes an mir vorüber. Kein Blick zeigte ein Interesse an meiner Person, keine Muskel in seinem männlich schönen Gesicht verrieth, daß ihn auch nur das Gerinzigste an meiner Erscheinung bejremde.

Hätte ich es in diesem Augenblick über mich gewinnen können ihn anzureden, wer weiß, wie sich mein Schicksal gewandt hätte; aber ich war weit davon entfernt, meinen anfänglichen Zweck zu verfolgen. Eine eigenthümliche Wandlung ging bei dem Anblick des Offiziers in mir vor. Nicht etwa, daß mein Gefühl für ihn kälter geworden wäre — im Gegentheil, mein Herz schlug ihm heißer zu, je abgeschlossener und ruhiger er sich mir gegenüber verhielt. Ich hätte vergeblich mögen vor Sehnsucht und tiefem Weh, als er so nah und doch so unerreichbar für mich die Stufen neben mir hinabschritt — aber eine glühende Scham hatte sich plötzlich meiner bemächtigt. In dem leidenschaftlichen Weibe war angeichts der Wirklichkeit das durch Tradition und Erziehung tief begründete Anstandsgefühl jäh erwacht; die Menschheit bebte zurück vor einem Schritt, der allen Begriffen von Sitte und Zurückhaltung Hohn sprach, und ich stand gegen das Treppengeländer gelehnt, an allen Gliedern zitternd und vollkommen sassunglos.

All mein Denken und Empfinden konzentrierte sich in einem Punkt. „Lieber den Tod erdulden,“ rief es in mir, „als daß er Dich in dieser Verkleidung Abends und allein in seiner Behausung entdeckt; o viel lieber sterben vor Schmerz!“

Der Capitano stieg unbeirrt die Treppe hinunter, durchschritt die weite, mit Fliesen ausgelegte Vorhalle und ließ die Hausthür schwer ins Schloß fallen.

Ich stand ihm mit dem Rücken zugewandt und sah das alles nur im Geiste; aber jeder Ton, den ich hörte, jeder Schritt, der ihn weiter von mir entfernte, drang mir wie ein Dolch ins Herz. Es war mir zu Muthe, als wenn ich in diesen wenigen Minuten um ebenso viel Jahre älter würde. . .

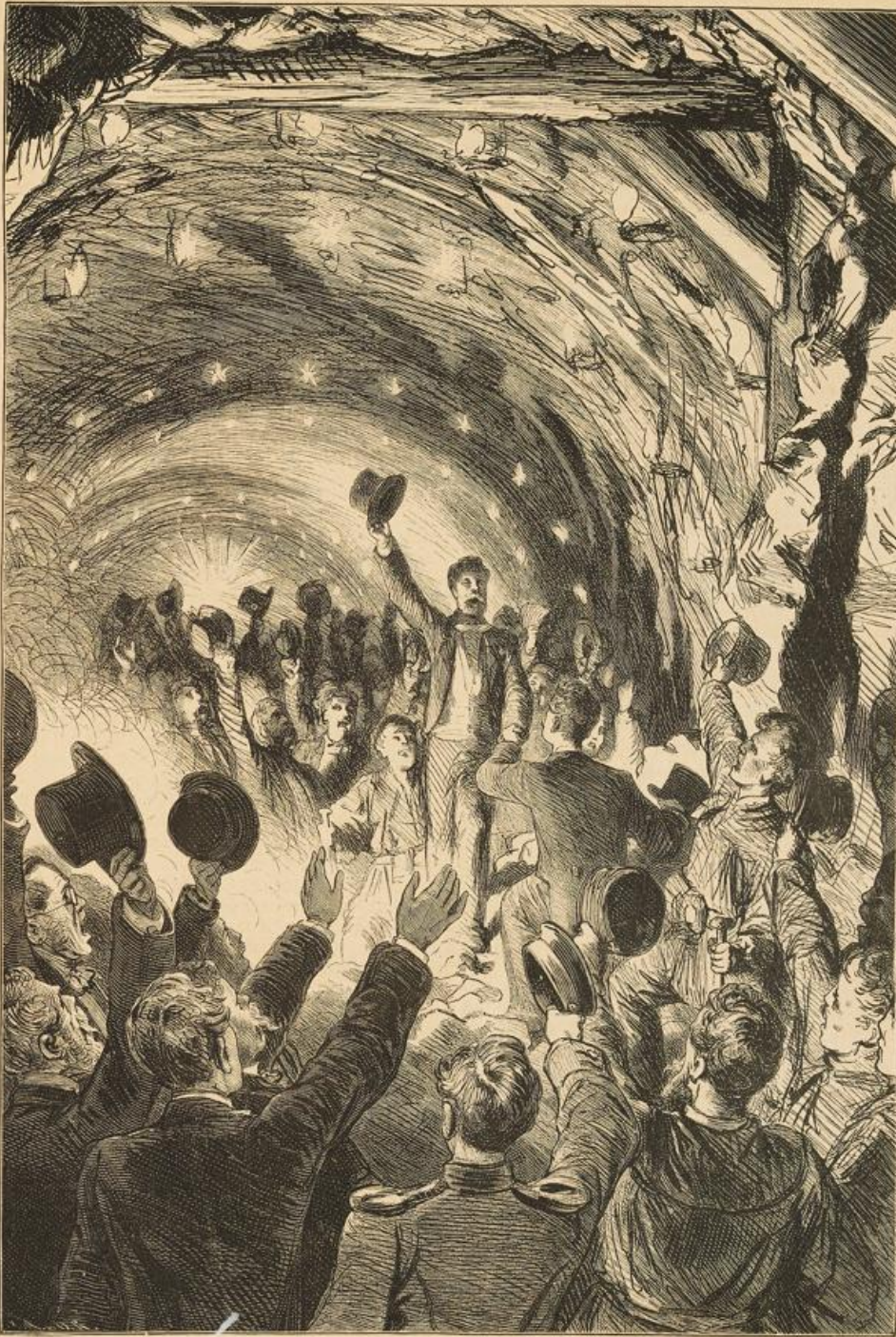
„Gnädiges Fräulein, Sie hier? Heilige Jungfrau, welche Unvorsichtigkeit!“ rief mit gedämpfter Stimme Carlo, der, ohne daß ich es bemerkt hatte, hinab gekommen war. „Aber was ist mit Ihnen geschehen? Sie schauen krank und bleich aus! Schnell, kommen Sie aus diesem Hause fort!“ Und eilig zog er mich mit sich hinaus auf die Straße.

„Nach Hause, Carlo!“ das waren die einzigen Worte, die ich hervorbringen konnte. (Schluß folgt.)

Eine Kaiserhuldigung unter der Erde.

Neben den schmerzlichen Ausbrüchen des Verrathes und der Untreue gehen die Neußerungen und Zeichen der Liebe und der Treue für unsern theuren Kaiser. So erscholl an dem durch Mörderhand gebrandmarkten ersten Mai, fast genau zu derselben Stunde, als das ehrwürdige Fürstenhaupt zum ersten Mal in ruckloser Weise bedroht wurde, tief unter der Erde bei der Feier eines Tunneldurchschlages ein donnerndes Hoch auf den Kaiser. Der zwischen Rohmwinkel und Dornap gelegene sogenannte Teich-Tunnel, einer der sieben Tunnel, welche auf der Neubaulinie der Rheinischen Eisenbahn Düsseldorf-Hörde anzuführen sind, war „durchschlägig“ geworden. Zur üblichen Feier des Durchschlages hatten sich die Gasse, Beamten, Unternehmer und Arbeiter in festlichem Zuge in den hell erleuchteten Tunnel be-

geben. Nachdem an der Durchschlagsstelle in kurzer Rede der Baugeschichte des Tunnels gedacht war (der Richtstollen ist auf eine Länge von 750 Meter mit Handarbeit in der kurzen Zeit von vierzehn Monaten durchgetrieben), wurde der Durchschlag unter einem Hoch auf den Kaiser vollzogen; in demselben Augenblicke erglänzte der Tunnel in magischem Licht, eine unsichtbar aufgestellte Musikpelle stimmte: „Weil dir im Siegerkranz“ an, das von allen Anwesenden begeistert geungen wurde. Durch das merkwürdige Zusammentreffen mit den Berliner Vorgängen hat die ergreifende Scene sich seitdem allen Festtheilnehmern um so tiefer eingepägt, und es wird ihnen, wie gewiß allen unsern Lesern, lieb sein, sie auch im Bilde festgehalten zu sehen.



„Gott lebe Kaiser Wilhelm!“

Beim Durchschlag des Teichstunnels am 11. Mai 1878.

Tante Agathe.

Nachdruck verboten.
Urf. v. 11. / VI. 70.

Aus dem Stizzenbuche eines Vielgewanderten.

Wenn ich meine Gedanken zurückwandern lasse in meine Knabenzeit, so verweilen sie mit ganz besonderer Vorliebe bei Tante Agathe. Nicht als ob Tante Agathe gerade einen im Guten oder im Bösen besonders tiefgreifenden Einfluß auf mich ausgeübt hätte, davon war die gute Alte weit entfernt, wohl aber hat sie ihr redlich Theil dazu beigetragen, mir heitere Stunden zu bereiten, und es schmälert ihr Verdienst in meinen Augen keineswegs, daß das ganz unfreiwillig geschah.

Ich habe Tante Agathe gegen fünfundsanzig Jahre gekannt, aber sie hatte sich in dieser Zeit so wenig verändert wie der Fliederbusch in unserem Garten, unter dem ich meine ersten Träume träumte und zu dem ich schlimmstenfalls wenigstens in Gedanken so oft zurückkehre.

Als ich geboren wurde, war sie schon ein uraltes Fräulein mit grünlischen lebhaft blühenden Augenlein, spärlichem grauen Haar, einer Adernase und einem Gesicht so voll Runzeln, daß man sich billig darüber verwundern konnte, wie eine menschliche Haut nur so zusammenschrumpfen könne. Ich zweifle nicht daran, daß sie zu meiner Taufe in einem grün bezogenen halb enthaarten Fuchspelz ging und derselben in einem hellgrünen Kleide und einer gewaltigen Haube mit gelben Kofetten beiwohnte. Ich zweifle ferner nicht daran, daß während dieses Altes an ihrem rechten Arme eine sehr bunt gefärbte Damasttasche hing, die ihrem Umfange nach sehr wohl eine Reisetasche hätte vorstellen können, während rechts und links von ihr je ein überaus fettes Händchen lagerte mit rüdigem Rücken und einem kurzen Schwänzchen, das von Zeit zu Zeit hart gegen den Fußboden schlug. So aber, wie sie schon damals aller Wahrscheinlichkeit nach im Familienkreise erschienen ist, blieb sie bis an ihren Tod. So besuchte sie die weiblichen Mitglieder unserer Sippe, so ging sie jeden Sonntag Vormittag in die Kirche, wo sie ihren eigenen Stuhl hatte. Auf diesem schlief sie bei dem zweiten Verse des ersten Liedes ein und schlummerte sanft, bis sie beim letzten Verse des Schlußgeanges insinnlich erwachte.

„Warum gehst Du denn eigentlich in die Kirche, wenn Du da doch nur schläfst?“ fragte sie einmal eine Verwandte. „Ich hör' ihm an,“ war die Antwort.

Tante Agathe wohnte alle die Jahre in einer kleinen Parterrewohnung in der Stallstraße. Trat man vom Hofe aus auf die Türe, so hatte man — wenigstens wenn man ein kleiner Junge war — zunächst ein Rencontre mit einem sehr großen und sehr bössartigen Hahn, der durch das ungewohnte Geräusch aufmerksam gemacht, zornig aus der Küche hervorstürzte. Ihm folgte glücklicherweise sofort Malchen, Tantens Faktotum, eine lange hagere Person mit einem mißtrauischen Gesichtsausdruck, welche auch die mittlerweile ebenfalls laut werdenden und heftig klaffenden Händlein Amis und Bella beruhigte. Darüber kam dann Tante Agathe selbst, und nun war man gerettet, wenigstens wurde man nur noch von Zeit zu Zeit berochen und mißtrauisch angeknurrert. Letzteres galt bis zu einem gewissen Grade auch von Tante selbst, denn sie pflegte mich stets mit einer Art Haß zu fragen: „Was willst Du, mein Junge? Was bringst Du?“ und sich erst zu beruhigen, wenn ich versicherte daß mich nur verwandtschaftliche Theilnahme zu ihr geführt habe. Das war nun insofern auch wahr, als die Alte selbst und ihre Wohnung einen nicht geringen Zauber auf mich ausübten. Um mit letzterer zu beginnen, so befand sich in ihr unter anderem ein weißer Ofen, auf dessen Röhren in lila-blauer Farbe Szenen aus dem alten Testament dargestellt waren. Nicht minder fesselnd waren die uralten Kommoden und Schreibtische, die mit Messingzerrathen überladen waren und eine Menge geheimer Fächer in ihrem weiten Schoße bargen. Auf diese „geheimen Fächer“ war Tante Agathe unendlich stolz. Sie zeigte sie mir gern und sie versäumte nie hinzuzufügen, daß noch eine ganze Anzahl vorhanden seien, welche sie mir zwar zeigen könne, welche sie mir aber nicht zeigen werde. Ich habe infolge dessen mein ganzes Knabenalter hindurch

schwer unter der Thatsache gelitten, daß ich auch nicht über ein einziges „geheimes Fach“ verfügte. Ich kam mir ohne ein solches sehr arm vor.

Nicht minder interessant als die geheimen Fächer war die Bibliothek. Diese, welche die abenteuerlichsten und seltsamsten Einbände aufwies, bestand zum Theil aus Manuscripten. Tante Agathens Vater — der eine sehr viel ältere Schwester meines Großvaters zur Frau gehabt hatte — war in einem armen Stranddorf Geistlicher gewesen und hatte sich die viele Langeweile damit zu vertreiben gesucht, daß er den „Anzeiger“ für unsere Provinz, den ihm ein benachbarter Rittergutsbesitzer alle vier Wochen einmal schickte, wörtlich abschrieb. Andere Bände enthielten ein Verzeichniß sämmtlicher Prediger, die seit der Verkündigung des lauterer Evangeliums irgendwo in der Provinz ein Pfarramt bekleidet hatten u. s. w., alles ohne jede Kritik aber mit erstaunlichem Fleiß gearbeitet.

Die Krone der Bibliothek bildete aber immer Tante Agathens Album, in welches sich lange, lange vor der Franzosenzeit ihre Freundinnen mit Stift und Feder verewigt hatten. Einiger dieser Aufzeichnungen entsinne ich mich noch. Ein Blatt zeigte z. B. auf der einen Seite eine Pyramide mit einer von vier Säulen getragenen Eingangstüre. Links trauerte ein einsamer Palmbaum. Darunter stand: Memento mori. Die andere Seite wies folgenden Vers auf:

O süßer Augenblick, da man die Tugend übt,
Er wird von allen stets geachtet und geliebt.

Deine Betty Schanuse.

Ein anderes Blatt zeigte auf der Bildseite einen blauen, roth und goldfarbig gerandeten Schmetterling, während die Textseite die Worte zeigte:

Graue Erbsen mit Speck,
Die Johanna ist wed!
Wenn Du diese Reiten liebt, ist
Deine treue Boß schon in Königsberg.

Bei besonders guter Laune holte Tante Agathe wohl aus einem ihrer geheimen Fächer ein ledrernes Beutelchen hervor und schüttete vor meinen erstaunten Blicken eine Anzahl Goldstücke auf den Tisch: halberblindete holländische Dufaten, alte Friedrichsd'or, schwedische, polnische und russische Münzen. War das alles durchgesehen, so sahen wir am Fenster und blickten auf die schlafrige Stallstraße hinaus. Bei dieser Gelegenheit wurde mir dann regelmäßig erzählt, daß der dicke Schneider, der im Hause gegenüber am Fenster saß und nähte, ein ganz schlechter Mensch sei. Er hatte nämlich die Alte in einer schwachen Stunde dazu vermoht, ihm eine nicht ganz unbedeutende Summe gegen eine Leibrente zu übergeben, und zahlte nun die versprochenen Zinsen nicht.

Waren so schon die Stunden, die wir allein mit Tante Agathe verbrachten, höchst ergötzlich, so ging ihr Stern doch erst recht auf, wenn sie sich in Gesellschaft erwachener Verwandter befand. Die gute Alte litt nämlich an der Kleptomanie, d. h. sie konnte — obgleich sie in guten Verhältnissen lebte — das Mauseu nicht lassen. Da wir das nun alle wußten, so gab es die spaßhaftesten Szenen. Man sah mit mühsam unterdrücktem Lachen zu, wie die Alte allmählich den halben Inhalt der Zuderdose und des Brotkorbes, Teller, silberne Löffel und was sonst noch nicht niet- und nagelfest war, in ihre Tasche verschwinden ließ, und nahm sie ihr dann, ehe sie davon ging, zu ihrem großen Jammer wieder ab. Ihre Versuche, die Aufmerksamkeit von dem von ihr ins Auge gefaßten Objekt abzulenken, waren dabei höchst possitlich. Zunächst wurde die Zuderdose herangezogen und handgerecht gestellt. Dann trommelte die Rechte unbefangen näher und näher. Endlich hieß es: „Seht doch, was da für ein Vögeltchen fliegt!“ Wir blickten gewissenhaft zum Fenster hinaus und — schwupp — war die Hand voll Zuder in der Tasche. Als eine ihrer Großnichten heirathete, mußte sie der Mutter derselben erst ein halbes

Duend Kaffeeöffel und schenkte sie dann — neu graviert und aufgekupft, der Braut als Hochzeitsgeschenk.

Wie alles an Tante Agathe wunderbarlich war, so war es auch ihr Tod, ja ihr Testament rief eine so ausgelassene Heiterkeit hervor, wie nur irgend eine ihrer Willensäußerungen bei Lebzeiten.

Der Rath der guten Stadt erließ eines Tages eine Verordnung, nach welcher alle Hunde vom ersten künftigen Monats an mit einem Maulkorb versehen sein mußten, widrigenfalls sie der Hand des Nachrichtenverfallens sein sollten. Diese Verordnung, die in allen Straßen nach einem vorhergegangenen Trommelwirbel verlesen wurde, und damit in Kraft getreten war, verlegte, wie man sich denken wird, die ganze Bürgerschaft in nicht geringe Unzufriedenheit. Niemand aber war enträthelter und aufgeregter als Tante Agathe, die nicht ohne Grund fürchtete, daß Amis und Bella sich mit dem Maulkorb nimmermehr befreunden würden. Diese Befürchtungen erfüllten sich. Da griff die geängstete Frau zu einem heroischen Mittel. Lieber sollten die Getreuen an Gift sterben, als den Keulen-

schlägen roher Leute erliegen. Malchen mußte Arsenik herbeschaffen, und die Thiere wurden vergiftet. Diese jähe That hatte aber die traurigsten Folgen. Die arme Alte verfiel darüber nämlich in eine Geisteskrankheit, die ihrem Leben ein schnelles Ende bereitete.

Als man ihr Testament öffnete, fand sich darin unter anderem ein Paragraph vor, der etwa so lautete: Und vermache ich meiner treuen Magd, Malchen Schulze, die Summe von — Thalern. Da, wo man hier einen Gedankenstrich sieht, befand sich ein kreisrundes Loch. Ueber diesem stand: „Dieses Loch soll doch gelten.“

Das hing wahrscheinlich so zusammen. Tante Agathe hatte ihrer Magd vielleicht 100 Thaler zugedacht gehabt. Nachher hatte sie sich über dieselbe geärgert, beschloffen, sie zu enterben und die Biffer mit einer Schere auszuschnitten. Später wieder verjöhnt, hatte sie dann die Worte über das Loch geschrieben.

Es versteht sich von selbst, daß für Malchen Schulze trotz dieser Lücke im Testament ihrer Herrin ausreichend gesorgt wurde

Edisons Phonograph.

Dieses neueste Produkt amerikanischen Erfindungsgeistes ist in Anbetracht einerseits der fast märchenhaften Eigenschaften, welche ihm vor seinem Bekanntwerden zugeschrieben wurden, und andererseits der ungeheuren Einfachheit seiner Konstruktion wohl geeignet, Aufsehen und regstes Interesse herbeizurufen. Der Zweck des Apparates ist: in denselben Hineinsprechendes in accentuierter und artikulirter Weise dem menschlichen Ohre nach beliebiger Zeit zu reproduzieren. Die Grundidee, welche der ganzen Erfindung unterlegt ist, besteht in einer Nachbildung der menschlichen Gehörorgane (Gehörgang, Trommelfell und Gehörknöchelchen), welche den Apparat befähigen, Töne, Sitten und Worte zu fixiren.

Eine hölzerne Fußplatte a trägt zwei Lagerungen b, und b, in denen eine Welle c ruht. Das eine Lager b, enthält an Stelle glatter Lagerflächen ein Muttergewinde, in welchem sich der eine mit Schraubengewinde versehene Theil der Welle e fortbewegt, während das andere Lager b, ein Fortgleiten der Welle gestattet. Die Drehbewegung der Welle c wird durch eine Handturbel d bewirkt und durch das Schwingrad e zu einer möglichst gleichmäßigen gestaltet. Auf der Welle c sitzt außerdem noch eine Messingwalze f von ca. 105 Millimeter Durchmesser fest, welche auf ihrer Oberfläche mit 60 feinen, gewindartigen Riefen von derselben Steigung als das Schraubengewinde versehen ist. Auf diese Walze wird ein Staniolblatt mittelst Leinwandstrich aufgezogen, welches den ganzen Umfang derselben bedeckt. Vor der Walze f ist ein durch die Mikrometer-Schraube o verstellbares Postament g angebracht, welches einen Hohlzylinder h aus Blech trägt. In diesen ist das Sprachrohr m von Messingblech eingesteckt und auf der andern Seite nach der Walze f zu trägt er einen kleinen hölzernen Schallbecher i. Derselbe ist beabsichtigt zur Konzentrirung des Schalles mit einer Scheidewand versehen, welche eine Oeffnung von kleinem Durchmesser als derjenige des Sprachrohres hat. Am Kopfe des Schallbechers i ist eine Papiermembrane k aus englischem Banknotenpapier aufgespannt, welche genau im Mittelpunkte einen kleinen Stahlstift l, der mit Siegelgutt befestigt ist, trägt. Dieser Stift berührt das auf der Walze f aufgezogene Staniolblatt und ist vermöge der unter diesem liegenden Riefen der Walze befähigt, tiefer in das Staniol einzudringen. Wird nun in das Sprachrohr hineingesprochen, so geräth die Papiermembrane und mithin auch der Stahlstift vermöge der Luftschwingungen in Vibration und wenn das Postament g nahe genug an die Walze herangehoben ist, so wird der Stahlstift abwechselnd in das Staniolblatt eindringen und wieder zurückweichen. Setzt man nun gleichzeitig die Walze mittelst der Kurbel in Bewegung so wird dieselbe vermöge des Schraubengewindes in ganz gleichmäßiger Weise an dem Stifte hingleiten und dieser wird ganz analog der Fortbewegung der Walze den auf dieser befindlichen Riefen folgen. Da nun immer ein neuer Umfang der Walze sich vor dem Stifte abwickelt, so hat dieser Gelegenheit, die ihm durch die Membrane mitgetheilten Schwingungen als Riefen von kleinen Vertiefungen auf dem Staniolblatt einzugraben.

Will man das Gesprochene durch den Apparat wieder zu Gehör bringen, so stellt man zunächst das Postament g um so viel von der Walze zurück, daß der Stift l das Staniol nicht mehr berührt. Sodann führt man die Walze durch entgegengekehrte Drehung der Kurbel wieder in ihre Anfangsstellung zurück und stellt hierauf den Stift wieder so nahe heran, daß er in die erste von ihm gemachte Vertiefung zu liegen kommt. Dreht man nun die Walze wieder in der zuerst angewendeten Weise an dem Stifte vorbei, so muß dieser, seiner eigenen Niederschritt folgend, bald in die Vertiefungen eindringen, bald zurückweichen und wird hierdurch in ganz dieselben Schwingungen gerathen, welche ihm vorher durch die Membrane mitgetheilt wurden. Genau in umgekehrter Weise fängt nun letztere an zu schwingen und bringt dadurch dieselben Töne hervor, die sie vorher durch das Hineinsprechen in Bewegung gesetzt hatten. Der Schallbecher und das Sprachrohr dienen jetzt gewissermaßen als Resonanzboden und ermöglichen es so-

mit dem menschlichen Ohre, die Schwingungen der Membrane zu empfinden. Ganz in derselben Stärke kann natürlich der Apparat die Töne nicht wiedergeben, als sie unser Ohr beim Hineinsprechen wahrgenommen hat, da dieses doch noch empfindlicher ist als die Papiermembrane, jedoch sind die einzelnen Laute recht wohl zu unterscheiden. Wie manche Personen gegen gewisse Geräusche eine Abneigung empfinden, so ist auch der Phonograph für gewisse Laute weniger empfänglich. Namentlich sind es die hellen Vokale „i“ und „e“ und die Pflaume, welche er in weniger vollkommener Weise wiedergibt, wohingegen er besonders für die französischen Nasallaute sehr geeignet ist. Auch das Lachen gibt der Apparat in ganz trefflicher Weise wieder. Um einen taftmäßigen Gehör zu reproduzieren bedürfte der Phonograph wohl noch einer Vorrichtung, welche eine vollständig gleichmäßige Bewegung der Walze ermöglichte. Ein in das Sprachrohr hineingelungener Afford klingt bei schnellerer Drehung höher, bei langsamerer aber tiefer aus dem Apparat heraus. Wenn schon der Phonograph in seiner jetzigen Gestalt einer wirklich praktischen Benutzung noch nicht wohl fähig ist, so steht doch nicht zu bezweifeln, daß durch Verbesserungen, zu welchen dieser erste Fingerzeig ganz sicher Anlaß geben wird, dem Apparat noch eine bedeutende Zukunft gesichert werden kann.

C. Wiedemann.

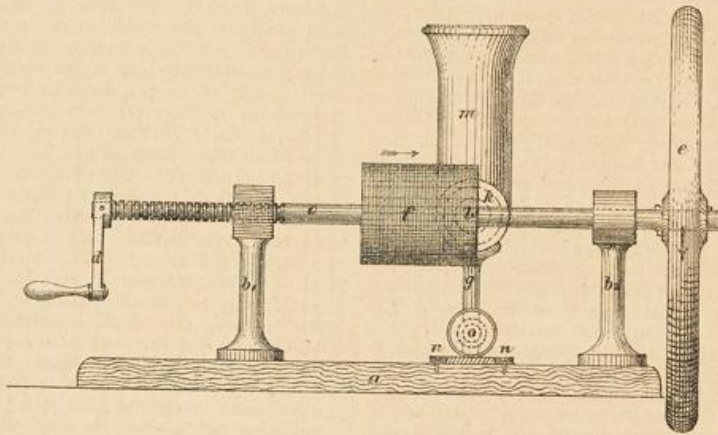
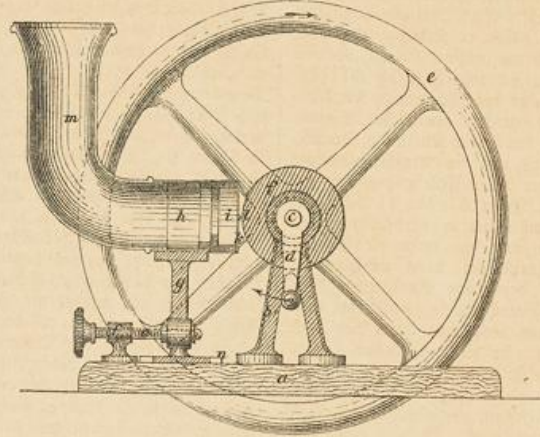
Der Erfinder des oben beschriebenen Instrumentes ist jedenfalls einer der interessantesten Männer unserer Zeit, ein selbstgenügsamer Amerikaner, der die merkwürdigsten Erfindungen nur so aus dem Vornel schüttelt und doch erst im 31. Lebensjahre lebt. Thomas A. Edison lebt zu Menlo-Park, einem kleinen Weiler in der Nähe New Yorks, und dort, wo er unbeirrt von dem Treiben der großen Stadt die ganz der Wissenschaft widmet, macht er in seinem Laboratorium die merkwürdigsten Experimente. Ein Deutsch-Amerikaner Paul Deter, der ihn jüngst besuchte, schildert Edison im „New-Yorker Belletristischen Journal“ als einen Mann mit barbissem, knoblauchhaftem Gesicht und schänternem Blicke. Vergebens würde man in seinem ganzen ungeschminkten Wesen nach äußeren Spuren geistiger Größe suchen; aber seine Herzensgüte und Selbstlosigkeit wird von allen denen gerühmt, die mit ihm näher bekannt wurden. Seine glänzendsten Entdeckungen hat der übrigens halbtaube Mann, der des Nachts zu arbeiten pflegt, in den frühen Morgenstunden gemacht. Als er am Elektromotographen, einer seiner wichtigsten Erfindungen arbeitete, verließ er tagelang nicht den Arbeitstisch und schlief im Stuhle an demselben, neben sich einen Haufen Bücher über Elektrizität und ein ganzes chemisches Laboratorium.

Edison begann seine Laufbahn als Zeitungsjunge. An den Bahnhöfen Michigans verkaufte er den Reisenden die neuesten Zeitungen, und im vierzehnten Lebensjahre besah er bereits das Privileg des ausschließlichen Verkaufs von Zeitungen und Drucksachen auf einer großen Eisenbahn Canadas. Gleichzeitig redigirte und druckte er ganz allein mittelst einer kleinen Handpresse und eigens dazu angekaufter Typen eine wöchentliche Eisenbahnzeitung, „Grand-Trunk-Herald“, die einen Absatz von 450 Exemplaren erreichte. Das war jedoch nicht das Gebiet, auf dem er Vorbeeren ernten sollte. Edison wandte sich der Telegraphie zu und machte nun, im Besitze der Apparate und nöthigen Chemikalien, die eigenthümlichsten Versuche. Im Nachttelegraphendienste thätig, gönnte er sich am Tage wenig Ruhe, sondern experimentirte fort, bis er unabhängig von europäischen Entdeckungen darauf kam, auf einem Drahte gleichzeitig nach beiden Seiten telegraphiren zu können. Nachdem er den „Gold- und Stock-Indicator“ erfunden und zahlreiche Patente erworben hatte, die ihm schöne Summen einbrachten, zog er sich aus dem Telegraphendienste zurück und richtete sein Laboratorium in Menlo-Park ein. Hier auch konstruirte er seinen Phonographen und verbesserte dann denselben zur sogenannten „Diktirmaschine“, bei welcher die in Schwingung versetzte Nadel auf dem Staniolblatte vierzigtausend Worte

bei langsamer Bewegung der Platte zu registrieren vermag. Mit diesem Apparate ist das dem Erfinder vorschwebende Ideal seiner Bestrebun-

Es scheint, so schreibt der angeführte Berichterstatter, gar kein Ende bei all den Erfindungsaubereien des einzigen Mannes zu geben. Je

Edisons Phonograph. (1/2 der natürlichen Größe.)



gen, verdenbare gesprochen und wieder sprechende Briefe herzustellen, vermag man auf diese Weise zu phonographieren. Auch das Telephon hat Edison derart verbessert, daß daran kaum noch etwas zu thun übrig bleibt. Die feinsten Stimmnuancen, Accente, Tonfarbe, musikalische Töne werden uns durch seinen Apparat mit einer Deutlichkeit zugetragen, als wären sie im nämlichen Zimmer erzeugt. Edisons Fernsprecher basiert auf dem Princip, die Stärke eines elektrischen Stromes genau den Hebungungen und Senkungen der hineingesprochenen Töne gemäß zu verändern. Noch wunderbarer ist Edisons Gesangstelephon. Wie die Töne einer lauten Flöte, Klarinette oder einer Aeolsharfe quellen die Melodien „in ungetrübtter Reinheit“, wie Herr Deter schreibt, aus dem kleinen Apparat hervor, dessen Kurbel Edison drehte und der diese Sphärenmüß bald harmonisch anschwellen, bald kflüsternd ersterben ließ. Das Sprachtelephon reproduziert allerdings Worte und Töne, letztere aber nicht musikalisch rein; auf Edisons Apparat jedoch werden nur wortlose Töne, gleichviel ob durch Vokal- oder Instrumentalmittel erzeugt, durch die Wirkung des elektrischen Stromes auf einen Papierstreifen hervorgebracht, der in eine chemische Mischung getaucht ist.

länger man sich bei ihm umblät, desto mehr interessante Gegenstände fallen auf. Es ist bekannt, daß Edison der Erfinder der elektrischen Feder ist, die fast zahllose Vervielfältigung von Briefen und Circularen gestattet und von der bereits 18,000 Exemplare verkauft sind.

Er hat auch eine elektrifizierte Stimmgabel konstruirt, die eine Nähmaschine in Bewegung setzt, so daß sie 180 Stiche in der Minute ausführt. Am überraschendsten ist wohl sein phonographischer Uhrenapparat, der im Gehäuse der Uhren angebracht, die Stunden mit menschlicher Stimme ausrüst, statt mit dem bisherigen Anschlage. Man mag dies natürlich als phonographische Spielerei bezeichnen. Dagegen ist Edisons Aerophon eine legendäre Erfindung. Dieser Apparat ist bei ungeheuren Tonvolumen auf vier bis sechs englische Meilen zu vernehmen und kann zu Signalzwecken: wie den Schiffen zur Warnung vor gefährlichen Seeclüssen, zu Meldungen beim Trup-

pendienst, zu Feuermeldungen u. s. w. benutzt werden. Wenn alles das in die Praxis tritt und sich im ganzen Umfange bestätigt, dann gebührt Edison allerdings die Bezeichnung, die man ihm in Amerika beilegt: der Zauberer von Menlo Park.

Amalie von Lasaulx.

Ein Charakterbild aus der katholischen Kirche.

Von D. Wilhelm Herbst.

Handeln und Leiden sind die Fäden, aus denen das Gewebe dieses Erdenlebens gewirkt ist, und oft ist das eine die Ursache des andern. Das hat in unseren Tagen kaum ein Leben so nachdrücklich erfahren und kaum ein anderes kann es berechtigt lehren als das der edlen Frau, von der wir reden wollen. Ihr Lebensbild in knappem Rahmen zu zeichnen, ist uns leicht gemacht, vielmehr erst möglich geworden durch zwei Erinnerungsschriften von berufener Hand^{*)}, die, dicht einander folgend, aus den ursprünglichsten Quellen der Anschauung und Mittheilung geschöpft, mit treuer Liebe zu der Person und mit freiem Ueberblick über die umgebenden Zustände geschrieben,

*) Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine. Gotha, F. A. Perthes, 372 S. gr. 8; und A. v. L., Eine Bekanntein. Von F. H. Meintens, kath. Bischof. Bonn, P. Neusser, 368 S. 12. Beide Schriften verdienen einen weiten und aufmerksamen Leserkreis.

das Andenken ihrer Heldin für lange Zeit festhalten und sichern werden.

Für die engere Heimat, wo ihr Leben und Wirken unmittelbar gefamnt war, bedürfte es kaum solcher Auffrischung, aber nun wird dies kirchliche Charakterbild ein Eigenthum auch der weitesten Kreise werden.

In Koblenz, der schönstgelegenen rheinischen Stadt, wo Rhein und Mosel zusammenfließen, steht die Wiege der Amalie von Lasaulx. Sie ist geboren gerade, als die Rheinlande preussisch wurden, im Jahre 1815. Ihre Vaterstadt war damals, ehe die Bonner Hochschule ins Leben getreten war, das geistige Centrum der Rheinlande. In wenigen Jahrzehnten hatte die alte kurtrierische Residenz wunderbare Wandlungen durchlebt: das Jdyl des Krummstabes, die Mißheit der französischen Emigration, die Freiheitsbäume der Republik, die Konfiskationen

des Imperators, die Tage der Befreiung und nun die Einverleibung in den Staat der deutschen Hoffnungen. Die Rheinlande, obwohl an der großen Völkerstraße und Scheide gelegen, hegten seit Ablauf des Mittelalters doch den zähesten Partikularismus; erst in dem letzten Halbjahrhundert hat sich auch dort der Horizont geweitet. Und in Koblenz selbst war in und nach den Freiheitskriegen der geistige Maquet, der von nah und fern andere Geister an sich zog, Joseph Görres, der streitbare Held, der Herausgeber des „Rheinischen Merkur“, damals noch im regsten Verkehr mit den preussischen Staatsmännern, Helden und Patrioten, den Stein, Gneisenau, Gruner, Arnbt, bald ein stüchtiger Mann und ein Preussenfeind wie kaum ein zweiter. Der Schwager dieses Feuergeistes war der Vater Amalies, der Baumeister Jean Claude de Lasaulx, Syroff eines lothringischen, nach Kurtrier verpflanzten Geschlechts. Auch er war ein Original, wie deren die Familie mehrere zählte. Von seinen juristischen, dann medizinischen Studien in Würzburg brachte der junge Mann zwar keine Jurisprudenz oder Medizin mit nach Hause, wohl aber eine Frau, welcher der überreichliche und verstimmte Vater das nicht schmeichelhafte Zeugnis ausstellte, sie sei „den weiten Transport nicht werth“. Aus dem geistreicheren Juristen und Arzte wurde in jener glücklichen eramenlosen Zeit ohne eine weitere Legitimation als das freie Vertrauen ein Baumeister. Und dieses Vertrauen täuschte diesmal nicht. Wer die Schlösser Rheineck und Rheinstein, die Kirchen von Vallendar und Weisenthurm, Lasaulx Werke, den restaurierten Königstuhl zu Ahense, Steins Schloßthurm in Nassau, dies Denkmal der Befreiungszeit, kennt, der weiß, daß der lange Suchende sein Fahrwasser gefunden. Und daß er habnbrechend den verlorenen Faden mit den Bauformen des Mittelalters wieder fand, machte sein Wirken gerade für das Rheinland so fruchtbar, dessen große historische Bauten sämmtlich dort ihre Wurzeln haben. So war er ein Bundesgenosse von Sulpiz Boissiere, auch persönlich sein naher Freund. Durch und durch warzte er in dem schönen Rheinlande, das er fast nie verließ, und trug selbst in Humor und Lebensfrische, Leben und Lebenlassen die Charakterzüge des rheinischen Volkes. Kirchen baute er, besuchte sie aber nicht.

Die kleine Amalie, die jüngste von sechs Kindern, war des Vaters Liebling und erinnerte durch manche Züge an ihn, während die Mutter, eine stets ernste verschlossene Frau, „die alte Philosophin“ oder „Sapientia“ geheissen, auch die Herzen der Kinder nicht aufzuschließen verstand.

Früh waren es weniger geschriebene Bücher als das Buch des Lebens, das die reichen Kräfte des eigentümlichen Kindes hervorlockte. Dürftiger Schulunterricht, um so bedeutendere Menschen ringsum! Des Vaters Kunstliebe, des älteren Bruders Peter Ernst — es ist der spätere Professor der Philologie und Archäologie in Würzburg, dann in München — phantastische Idealität und begeisterte Reisebilder aus Orient und Occident, ein weiter Verwandten- und Freundeskreis, am Orte seßhaft oder bunt wechselnd, gaben dem aufstrebenden Kinde Anstoß und Lebensinhalt. Männer wie Clemens Brentano, der die kleine Amalie besonders liebte, Guido Görres, Cornelius und Overbeck auf ihren Wanderfahrten, und so manche andere Lebenswecker berührten das Kindesleben. Was dem Vaterhaus durch die Ungleichheit des Elternpaares abging, Wärme, Harmonie und Freude, das fand das Mädchen wie die Jungfrau in dem nahe verwandten Longardschen Hause, wo in echtem Landesstil katholische Frömmigkeit und rheinische Fröhlichkeit sich mischten, eine gaisfreie Herberge für Heimische und Fremde. Die Kleine trieb am liebsten Verkehr mit der freien Natur des herrlichen Landes, eine einsame und lähne Schlittschuhläuferin, als die edle Kunst für Mädchen noch eine verbotene Frucht war, voll übersprudelnder Lebenskraft und Lebenslust auf Ausflügen am Rhein, der Mosel oder in den wilden Bergen der Eifel.

Ein Zug zu den Werken helfender Liebe zeigte sich früh in der thatkräftigen Jungfrau, aber gleich entschiedene Abneigung der freien Seele gegen alle klösterliche Beschränkung. Das Verlobniß mit einem jungen Arzte wurde abgebrochen, weil die Gefinnung des Verlobten vor ihrer idealen und nobelen

Lebensansicht nicht Stich hielt. So lag dieser Lebensplan in Scherben vor ihr, ein Nervenfieber und tiefe Melancholie folgten der Enttäuschung, sie schaute verlagend aus nach einem neuen Gehalt für ihr verödetes Leben. Eine Reise nach Würzburg zu dem Bruder brachte keine Heilung. Ja, die Wohnung in der Nähe der großen Klinik, in welche sie täglich Kranke hinein, Todte heraustragen sah, legte ihr den Gedanken nah und näher, auf diesem Felde ihre Lebensaufgabe zu suchen. Dem unwiderstehlichen Triebe folgend, trat sie 1838 ohne Wissen und Einwilligung der Eltern — erst spät vergab ihr der tief verlegte Vater — in den Orden der barmherzigen Schwestern in Nancy ein. Das gewählte Arbeitsfeld war ihrer energisch liebenden und schaffenden Natur hochwillkommen, die Art der Bethätigung, die klösterlichen Schranken, der seelenlose Mechanismus, der todte Gehorsam blieb ihrem Freiheitsstimm so tief zuwider, daß fast von der Schwelle des Klosterlebens in ihr auch der Kampf dagegen begann. Stets aber hielt sie das Wirken der barmherzigen Schwestern hoch, und die Pflicht der Seelenpflege nicht minder als die Leibliche. Von französischem Boden wurde sie wieder auf deutschen, nach Aachen verpflanzt, wo sie die Apotheke des Klosters zu verwalten hatte.

„Wie in meinem Leben,“ so bekannte sie selbst, „habe ich so andauernd und hart mit mir im Kampfe gestanden als während der sieben Jahre in Aachen.“ Der Geist tiefer Schwermuth und Verlassenheit kam über sie, nicht Arbeit, nicht Gebet vermochten lange Zeit den Feind zu bewältigen. Aber hier, hinter den Klostermauern und doch ohne den Geist des modernen Klosterlebens, erstarbte sie auch zu der freien Selbständigkeit, die trotz der Klosterenge ihre eigenen vielgelegneten Wege fand. Auch äußerlich fiel ihr nach diesen Prüfungsjahren die Selbstständigkeit zu, die dieser geborenen Herrscherin zukommen schien. Sie wurde 1849 als Oberin an das neugegründete Johannishospital in Bonn gerufen, das „ausschließlich und für immer den barmherzigen Schwestern vom Orden des heiligen Vincenz von Paula und darin der Congregation vom heiligen Carl Borromäus“ überwiesen wurde. Sie kam in ihr Element und durchdrang das stattliche, reich ausgestattete Haus bald mit dem Geiste der Kraft und Liebe. Sie hieß nicht bloß die Mutter bei den Leidenden, sie war es. Ein ungewöhnliches Organisationsgeschick, ein Opfermuth, der vor keiner Seuche, keiner Nachtwache zurückschonte, in allem Ernst des Berufs die Fähigkeit, unter den Mitgeschwestern Freude und Liebe zu verbreiten, die Klosterdressur mit ihrem „Gadavergehorfam“ zu durchbrechen und den Nonnen die Freiheit im Gehorsam, persönliches Leben, persönliche Liebe, den künstlich unterdrückten Familiensinn zurückzugeben; die Gottesgabe, die Kranken und jeden ganz individuell zu fassen und zu behandeln — das sind die Grundzüge ihres Wirkens und hier liegt der Schlüssel zur Erklärung. Wohin sie kam, brachte sie Sonnenschein, aber diese sichte Gabe war oft theuer erkauft. Tagebuchberichte und Briefbekennnisse zeigen als Rehrseite die tiefe Schwermuth, der sie oft ihre Freudigkeit abringen mußte. Aber nicht bloß dem Innern entstiegen die Hemmungen. Der Hauptfeind blieb immer der böse Geist des wieder aufgelebten Pharisäismus, jener umlauende Jesuitengeist, dessen Wiedererleben und Wachsthum sie frühe mit banger Sorge verfolgte. Es sind die „zornigen Heiligen“ — der Name soll von ihrer Erfindung sein — die sie bald in ihrem verderblichen Wollen und Wirken durchschaute hatte, die den Gedanken in ihr wach rufen, „gute Katholiken“ dieses Schlages könnten doch „schlechte Christen“ sein. Ihr lebendiger Geist ging nie in ihrem mühsamen Tagewerk auf. Seltener in dem Drang des arbeitsvollen Tages, aber in der Stille der Nachtwachen versenkte sie sich in bedeutende Schriften alter und neuer Zeit, in die heilige Schrift selbst, in kirchengeschichtliche, philosophische, dichterische Werke. Auch an das Schwere und Schwerste wagte sie sich; ihre reichen Naturgaben ersehnten die mangelnde Vorbildung. Treffliche Männer und Frauen in Bonn und aus der Ferne treten ihr nahe; so die katholischen Professoren Hilgers, Knoob, Neusch, A. Cornelius, Meinkens (jetzt altkatholischer Bischof), so der große Kunstmaler Sulpiz Boissiere. Aber auch den Verkehr mit protestantischen Freunden sloß sie nicht, sie pflegte ihn vielmehr mit furchtloser

Treue. Die Namen Clemens Perthes, v. Bethmann-Hollweg, Prof. Mendelssohn zeugen, daß sie gut zu wählen verstand. Diese Freiheit war freilich gegen den herrschenden Geist ihrer Kirche.

Auf die Höhe ihrer Wirksamkeit werden die dienenden Kräfte beider Kirchen, Diakonissen wie barmherzige Schwestern, ohne Frage in Kriegzeiten gestellt. Zweimal, im dänischen Krieg von 1864 und im österreichischen 1866, hat Amalie v. Lasarew die Lazarethpflege übernommen. Von den leichteren zu den schwersten Aufgaben vordringend, schob sie ihr Arbeitsfeld bald bis dicht an die Düppeler Schanzen; in Kienis war 1864 zuletzt die Stätte ihres opfervollen Wirkens. Hier vollends entwickelten sich ihre großen Kräfte und Gaben. Sie schien zu wachsen mit ihren Zwecken, aber im Grunde war es doch nur ein ungewöhnliches Willensangebot im Glauben und in der Liebe, das die zarten leiblichen Kräfte zur äußersten Anspannung zwang. Die nordische Lust, und nicht bloß die physische, von Schleswig-Holstein that ihr wohl. Die Begeisterung, mit der sie Tag und Nacht arbeitete, vergalt ihr eine gleiche Begeisterung der leidenden Soldaten. Dies neue Erfahrungsgebiet hatte ihrem Charakter neuen Schwung gegeben, und sie kam sich nach dem dänischen Feldzuge fast wie ein Offizier vor, der sich in die altgewohnten Verhältnisse nicht mehr recht zu finden weiß, der nach neuen Thaten im Felde ausschaut. Bald fand sie wieder auf dem Plan. Nach dem Schlachtfelde von Königgrätz, dessen ungeheuren Jammer sie in kurzen Briefen, aber ergreifend schildert; im Jagdschloß des Grafen Harrach zu Hardeß in völliger Waldeinsamkeit hatte sie ein Lazareth zu leiten, aber durch allen Jammer hindurch hob sie das Hochgefühl der preussischen Siege, und sie verurtheilte scharf die gleichzeitigen Sympathien zahlreicher katholischer Kreise des Rheinlandes für das bekämpfte Oesterreich, in dessen vielfach faule Zustände sie im Lande selbst, und gerade von der Krankenpflege aus einen Einblick gewann. Hatte doch der Kaiserstaat auf eigenem Terrain dem Feinde alle Sorge für seine Verwundeten überlassen. Nur ein Zug aus ihrem dortigen Wirken! Ein auf den Tod verwundeter Italiener, ihr Pfleger, wünschte sie vor dem Sterben noch einmal zu sehen, er habe ihr etwas mitzutheilen. Er sah sie bedeutungsvoll an und sagte mit seiner letzten Kraft: „Wenn Sorella freipirt, gleich bei Jesus!“ Sie bedeutet ihn, daß sie ihn verstanden, er klatschte in die Hände mit dem Ausdruck heller Freude; gleich darauf war er todt.

Diese Kriegsarbeit gerade fand sie zum letzten Mal im Frieden mit ihrer Kirche; die Friedenszeit brachte immer schärfer und drohender den Kriegszustand. Sie war leiblich leidend, ja mit dem Keim des Todes aus dem Felde heimgeführt, aber viel tiefer litt ihre Seele durch die Wolken, die sich immer dichter und dunkler am Horizont ihrer Kirche zusammenzogen. Schon vor dem Zusammentritt des Vatikanums wußte man, daß es sich um das Unfehlbarkeitsdogma als die Krönung des Lebenswerths und der Machtstellung des Papstes Pio IX handelte. Mit scharfer Witterung des Geistes erkannte sie die Dinge, die da kommen sollten und kamen. Sie las namentlich die Schriften Döllingers, in welchem die katholische Wissenschaft und das Gewissen der alten Kirche sich warnend erhoben, die Aussäße ihres Jugendfreundes Cornelius; sie zitterte mit der Erregbarkeit des Weibes und blieb doch innerlich stark und furchtlos wie ein Mann. Der 14. Juli 1870 war der verhängnisvolle Tag, wo die große Mehrheit der Bischöfe ihr Placet aussprach. Tags darauf bat eine Deputation der Minderheit den Kirchenfürsten, sich an der Erklärung der Mehrheit als einer Bezeugung der Hingabe und Ehrfurcht genügen zu lassen, ohne sie als Dogma zu bestätigen, oder doch nur mit dem Zusatz, nur die päpstlichen Entscheidungen seien unfehlbar, „welche gestützt sind auf das Zeugniß der Kirche.“ Bischof Ketteler flehte den Papst kniefällig an, er möge nicht unsägliches Unheil über die Kirche heraufbeschwören. Alles erfolglos. Am 18. Juli wurde die neue Lehre als ein „göttlich geoffenbartes Dogma“ der stannenden Welt, der trauernden Kirche verkündet. Den Widersprechenden ward der Bann angedroht.

Wer erinnert sich nicht der zweiseitigen Schwüle jener Wochen? Die Spannung der Welt, der deutschen Welt zumal, war getheilt zwischen kirchlichen und vaterländischen Sorgen, die doch beide wieder in eine große Sorge um die Zukunft zusammenliefen. Der große französische Krieg kloppte an; zwei Monate nach der Unfehlbarkeitsklärung war Rom in den Händen des italienischen Königreichs, der letzte Rest der weltlichen Herrschaft des Papstes weggefegt. Die jenseits der Alpen begonnene Tragödie fand in Deutschland ihr schmerzliches Nachspiel.

Die deutschen Bischöfe standen nach der Heimkehr von ihrem Widerstand ab, die Idee der Einheit der Kirche triumphte über den Glauben. Jener Fuldaer Kollektiv-Hirtenbrief der sieben Bischöfe verkündete die Unfehlbarkeitslehre als eine von Christus geoffenbarte Wahrheit.

Die ältere Pfarregeistlichkeit gab um des kirchlichen Friedens willen nach; die jüngere war größtentheils schon in den gleichen Anschauungen erwachsen. Der Abfall von den eben noch laut und mit Nachdruck bekannnten Ueberzeugungen begann überall, im Klerus wie in der Laienwelt. Der letzte Rest von der Selbstverantwortlichkeit der einzelnen schien zu weichen vor der Autorität und der Pflicht des bedingungslosen Gehorhams. Die Opposition fand vornehmlich an den Universitäten, als den Freistätten gewissenhafter Wahrheitskenntnis — vor allen in München und Bonn — eine Verberge. Am 21. September 1871 trat, von Döllinger geleitet, der erste altkatholische Congreß in der vorgenannten Stadt zusammen. Der Erzbischof von Köln forderte den Theologen der rheinischen Hochschule eine schriftliche Erklärung über ihre Stellung zum neuen Dogma ab. Widerstand, Einstellung der Vorlesungen waren die Folge. Der Kampf war entbrannt. Auch Schwester Augustine, die Freundin der verfolgten Gelehrten, stand mitten in diesem Kampf gegen die „schmachvolle Unfehlbarkeit“. Körperliche Leiden, quälendes Asthma und sich bildende Wasserucht, steigerten die seelischen. Und also an Leib und Seele leidend, wurde sie nun vor das schwere Entweder-Oder gestellt, zu verlegen oder ausgestoßen zu werden. Sie war von einer im Hospital wohnenden Person, die an den Besuchen suspendirter Geistlicher Anstoß nahm, bei ihrer Oberin ihres Glaubens wegen verdächtigt worden. Ende October 1871 erkrankte die Novizenmeisterin aus Trier, um im Auftrage der Generaloberin aus Nancy das Glaubensbekenntniß wegen der Unfehlbarkeit zu fordern. Schwester Augustine erklärte ihren Unglauben hier wie gegenüber dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä. Sie wolle ihren alten katholischen Glauben, den Halt und Trost ihres Lebens, festhalten bis zum Tode; neue Lehren lasse sie sich nicht aufdrängen. Bald darauf erschien die Generaloberin mit der Novizenmeisterin und verfügte, als auch dann kein Widerruf der schon schwer Kranken erfolgte, die Absetzung; eine Kezerin dürfe nicht im Orden bleiben. Der Jammer der Kranken und Armen, der Dienboten und Mitschwestern war groß. Eine neue Oberin, sagte ein Bauernmädchen, können sie uns hinsetzen, aber eine Mutter können sie uns nicht wiedergeben.

Um ruhig sterben zu können, begab sie sich nach Vallendar, einem kleinen Städtchen bei Koblenz, wo ihr das Hospital als ein freundliches Asyl sich aufthat. Es liegt neben der Kirche, die der Vater der Gebannten erbaut hatte; aus ihrem Thurmstübchen öffnete sich ein weiter Blick in die rheinische Herrlichkeit von Koblenz bis zu den Bergen von Andernach.

Sie fühlte ihr Ende nahen. Ein junger suspendirter Geistlicher aus dem Paderbornschen, der nun in Bonn Philologie studierte, stahl sich zu ihr, um ihr wider alles Verbot die heilig-ersehnten Sterbesakramente zu reichen. Mancherlei Sendboten, weibliche und männliche, schickte die unfehlbare Kirche, um die hinstorbende Oberin zurückzuführen. Auch ein Jesuit fand sich unter den vergeblichen Befehlern. Zwei Stunden redete er auf sie ein, und schlug ihr endlich vor, sie brauche das Dogma nicht wirklich zu glauben, es genüge, ihren Unglauben als Sünde zu beichten; dann werde ihr Gott die übernatürliche Gnade des Glaubens in demselben Augenblick verleihen. Auch die eigene Schwester Clementine, begeistert für die neue Lehre,

drang schriftlich und mündlich in sie, und mit besonderem Nachdruck hat der Bischof Cremenz von Ermeland, der sie als Mädchen in Coblenz gekannt hatte, um ihre Unterwerfung unter die Autorität der Kirche. Tief erschütterte sie die Drohung, bei dauerndem Widerstand werde man ihr das Ordenskleid entziehen. Am 28. Januar, einem Sonntag, entschloß sie die Vielgeprüfte unter den Worten:

„Herr Jesu, dir leb' ich,
Herr Jesu, dir herb' ich,“

und „komm Herr Jesu —“ sanft und ruhig an einer Lungenlähmung. In Weihensturn, auf der anderen Rheinseite, wollte sie neben den Gräbern ihrer Eltern und ihres Bruders beerdigt werden. Man hatte der Todten das Ordenskleid ausgezogen. Ein einsamer Kahn trug den Sarg über den Strom. Die suspendirten Professoren von Bonn mit einigen Gesinnungsgenossen, der Kurator der Universität, zwei befreundete

Ärzte, einige Freundinnen und Diensthofen des Hospitals, wenige Dorfbewohner erwiesen ihr die letzte Ehre. Professor Neusch, an mehreren verhindert, sprach nach kurzen Einleitungsworten dreimal das Gebet des Herrn. Ein reider Schatz von Liebe und Glaube war es, wofür man zu danken hatte, als die leibliche Hülle dieser Heldin in das einsame und in den Augen der römischen Kirche ehrlose Grab gesenkt wurde.

In einem kräftig ausgeprägtem Einzelleben spiegelt sich eine ganze Zeit, ihr Ringen und Streben, ihre Ziele und die Schmerzen und Wehen, unter denen sie senzte. Nicht immer bedeuten die äußeren Erfolge den inneren Sieg, denn dieser fällt zuletzt nur der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu. Es können die besten Streiter zur Rechten und zur Linken fallen, ihr Martyrium bleibt ein Zeugniß und eine Anklage, aber auch eine Bürgschaft, daß diese Opfer nicht vergeblich gefallen sind. Mit dieser Ueberzeugung steht oder fällt der Glaube an eine ewige Gerechtigkeit.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Gez. v. 11./VI. 70.

XLIII. In Bohlisdorf.

Es war drei Tage später. In dem hinter der Gaststube gelegenen Alkoven saß die Bohlisdorfer Krügersfrau und beugte sich über ihr Kind. Sie lag es in Schlaf, aber mit leiser Stimme, und in noch leiserer Schautelbewegung ging die Wiege. Es hätte dieser Vorsicht nicht bedurft, denn der Kranke, dem sie galt, und der über dem Alkoven gebettet war, lag nun schon den dritten Tag in einem schweren Schlaf und war taub und todt gegen alles, was um ihn her vorging. Ein Arzt war noch nicht zu beschaffen gewesen, aber an Pflege gebrach es nicht, wenn man einem bloßen Aufmerken und Abwarten, dem sich seit dem gestrigen Tage zwei Frauen unausgesetzt unterzogen, diesen Namen geben konnte.

Mittag war vorüber. Es mochte die zweite Stunde sein, die schon wieder sinkende Sonne schien durch das Fenster einer kleinen Giebelstube, und ein freundlicher Glanz, als ging er von dem Kranken selber aus, war um diesen her.

„Seine Stirn ist feucht,“ sagte die Schorlemmer. „Geh, Kenate, und ruhe Dich aus. Eine Viertelstunde nur.“

„Ich bin nicht müde.“

„Du mußt es sein. Geh.“

Und sie ging. Aber nicht um zu ruhen, sondern um einen Brief, den sie versprochen hatte, nach Hohen-Biez zu schreiben. Sie schrieb:

„Bohlisdorf, den 1. Februar.

Liebe Marie!

Wir sind gestern um die vierte Stunde hier angekommen und fanden unseren Kranken in einem tiefen Schlafe, der auch jetzt noch anhält. Wie tief dieser Schlaf ist, zeigte sich heute früh. Ich stieß ein neben dem Ofen stehendes Schürstücken um und erschrak, denn es gab einen großen Lärm; aber Lewin öffnete die Augen nur, um sie sofort wieder zu schließen. Uebrigens schien er mich erkannt zu haben; ich sah ihn lächeln, freilich nur wie im Traum. Denn der Schlaf hatte gleich wieder Gewalt über ihn. Wir erwarten jeden Augenblick Doktor Leist, und diese Zeilen sollen nicht eher fort, als bis wir ihn gehört haben.

Wie dies alles so gekommen? Ich habe nur wenig mehr erfahren, als wir schon wußten. Und Du mit uns. Ein Knecht fand ihn bestimmungslos am Wege, lud ihn auf seinen Schlitten und gab ihn hier in Bohlisdorf ab. Die Krügersleute haben sich seiner angenommen und ihn gehegt und gepflegt. Er liegt in einer Giebelstube; Tante Schorlemmer und ich bewohnen die andere; nur der Bodenflur ist zwischen uns.

Warum er Berlin verlassen hat, um in Wind und Wetter bis hierher zu kommen, darüber hab' ich nur Vermuthungen. Und auch diese kaum. Es muß etwas Bößliches gewesen sein, denn er war leicht gekleidet und trug nur Rod und Hitzappe, trotzdem es eine nachtsalte Nacht war. Eine Stunde früher, als der Knecht ihn fand, hat ihn der Bohlisdorfer Amtmann, der

mit seiner jungen Frau von Dahlwitz heftam, auf den Chausseestienen sitzen sehen. Die junge Frau (sehr hübsch) war heute Vormittag bei mir und hat mir von der Begegnung erzählt. Sie habe sich vor ihm wie vor einer Erscheinung erschrocken. Dann sei er aufgesprungen und ihrem Wagen zwischen den Rappeln hin eine lange Strecke gefolgt. So wenigstens habe sie zu sehen geglaubt; sicher sei sie nicht. Du siehst, alles ist dunkel und räthselvoll. Die junge Frau, die wohl eine halbe Stunde hier war, überraschte mich durch eine Ähnlichkeit mit Kathinka, selbst in ihrer Art sich zu kleiden. So trug sie, um nur eines zu nennen, auch eine polnische mit weißem Pelz besetzte Mütze.

Ach, Marie, wie hat sich alles um uns her geändert! Ich sehne mich jetzt nach den stillen Hohen-Biezer Tagen zurück, die ich so oft verklagt habe. Von allen Seiten drängt es heran, und ich erkenne, wie mein Herz zu schwach und zu klein ist, allem, was geschieht, sein zühändig Theil zu geben. In ruhigen Zeiten hätte mich der plöglige Tod der Tante betrübt oder doch beschäftigt, jetzt vergehen Stunden, ohne daß ich daran denke. Nur an Dich denke ich viel; immer.

Ich erwarte noch heut' ein paar Zeilen aus Guse; Papa hat sie mir zugesagt. Das Begräbniß der Tante vermüthe ich morgen; ihm beizuwohnen, daran ist nicht zu denken; ich kann hier nicht eher fort, als bis wir Lewin außer Gefahr wissen. Und ehe nicht der alte Leist... Aber da hör' ich seine Stimme laut und eindringlich auf der Treppe. Alles wispernt im Hause, selbst die Knechte, die kommen, werden zur Ruhe bedeutet und fügen sich dem Zwang; nur alte Doktoren haben in ihrem Sprechen und Auftreten das Vorrecht der Zwanglosigkeit, und der alte Leist macht keine Ausnahme. Ich schließe vorläufig und will nur hören, was er sagt.“

Kenate schob das Blatt unter das Schreibnecessaire und traf den Doktor bereits am Bette drüben. Er sah mit seinen zwei Pelzhandschuhen, die an einer dicken Schnur rechts und links über den Manteltragen hingen, abenteuerlich genug aus, und grüßte mit der einen freien Hand, während er mit der andern den Puls des Kranken zählte. Er schien zufrieden, befühlte noch Stirn und Schläfe, und sagte dann: „Lassen wir ihn allein; er braucht uns nicht.“ Damit verließen alle drei den ruhig Weiterschlafenden, und gingen in die Frauenstube hinüber, wo nur der Alte seinen Mantel ablegte, während Kenate über alles Kleine und Große, was die Auffindung Lewins begleitet hatte, in ähnlicher Weise wie in ihrem Briefe an Marie zu berichten begann.

„Sehr gut, sehr gut,“ unterbrach sie der offenbar ziemlich unaufmerksame Doktor, und fuhr dann, nachdem er auf einem Binsenstuhle Platz genommen und sich die breiten, braunfleckigen Hände behaglich gerieben hatte, in vertraulichem Tone fort:

„Und nun, mein Kenatchen, ehe wir weiter plaudern, bitt'

ich um einen Kaffee, das heißt mit Permission um einen Cognackaffee. Den Milchkafee habe ich abgelehnt. Das ist nichts für einen alten Doktor mit Landpraxis."

Tante Schorlemmer ging, um das Gewünschte herbeizuschaffen; der alte Leist aber, der wie alle Doktoren, auch wenn sie nicht beim Feldscheer begonnen haben, gerne sprach und Anekdoten erzählte, um das ewige Einerlei der Krankengeschichten los zu werden, wiederholte, als die Schorlemmer hinaus war, seine letzten Worte und setzte dann erklärend hinzu: „Sehen Sie, mein Kenate, mit dem Milchernen ist es nichts. Ich meine den Kaffee. Sonst laß ich auf das Milcherne nichts kommen, denn es ist die höhere Stufe. Aber was ich sagen wollte. Sehen Sie, dies Franzosenwoll ist sonst nicht mein Gustus, und ihre Guillotinenwirthschaft, was sie damals „La Terreur“ oder wie wir sagen, den Schreden oder den Terrorismus genannt haben, das kann ich ihnen nicht vergessen; aber der Wahrheit die Ehre, mit dem Cognackaffee, da haben sie's getroffen. Es gibt so Sachen, worin sie uns überlegen sind.“

In diesem Augenblick trat die Schorlemmer wieder ein, und die Krügersfrau mit dem geforderten Kaffee folgte. Neben der Tasse stand ein Glas. Der Doktor liebäugelte damit, schwankte zwischen Anstand und Begehrlichkeit, unterlag aber wie gewöhnlich der letztern, und leerte das Glas auf einen Zug. Der Misdnungsprozeß war unterblieben.

Kenate, deren anfängliche Ungebild bei dem Geplauder des Alten eher geschwunden als gestiegen war, sah ihn lächelnd zu und sagte dann, ihre Hand auf seinen Arm legend:

„Aber nun, lieber Doktor Leist, wie steht es mit unserem Kranken? Ist Gefahr?“

„Gefahr, Gefahr,“ antwortete der Alte im Tone scherzhaften Vorwurfs, „werde doch nicht von Cognackaffee sprechen, wenn Gefahr wäre! Nein, mein Kenate, wenn dem alten Leist so was Bitteres auf der Zunge liegt, da schmeckt ihm nichts, und wenn es ein Cognackaffee wäre. Wie es mit ihm steht? Gut steht es. Er schläft sich gesund. Nichts von Gefahr. Ueberreizung der Nerven. Das ist alles.“

Kenate schwieg. Sie wollte nicht weiter forschen, da sie den Zusammenhang der Dinge zu ahnen begann. Die Schorlemmer aber, die nichts von solchen Zuständen wußte, fragte halb ärgerlich: „Nervenüberreizung; was soll das? Woher?“

„Ja, mein liebes Tante,“ antwortete Leist, „das ist mehr als ein armer Doktor wissen kann. Der muß schon froh sein, wenn er erkennt, was er vor sich hat. Woher es kommt, darauf kann er sich nicht einlassen. Das weiß nur der Kranke selbst. Und unser Lewin wird es schon wissen und sich eines Tages unser aller Neugier erbarmen, denn eine rechte Neugiergeschichte ist es, dessen bin ich sicher.“

Und dabei schmunzelte der Alte so listig vor sich hin, als ob er den ganzen Liebesroman von Anfang bis Ende gelesen hätte.

„Aber nun Verhaltensbefehle!“ sagte Kenate, „was thun wir?“

„Wir warten. Das ist überhaupt das Beste, was der Mensch thun kann. Zeit, Zeit. Die Zeit bringt alles. Dem Kranken bringt sie Gesundheit. Wir warten also.“

„Und wie lange noch?“

„Ja, das ist nun wieder so eine Frage. Aber rechnen wir nach. Heute ist der dritte Tag. Ich denke den fünften Tag, also übermorgen. Uebermorgen wird er ausgeschlafen haben und wird irgend etwas wollen, vielleicht einen gerösteten Speck oder ein Zwiebelfleisch. Was es aber auch sein mag, er muß es haben, denn was dann spricht, das ist die Stimme der Natur, die durchaus gehört werden will.“

„Ach, wie freue ich mich,“ sagte Kenate, „meinen Brief mit so guten Nachrichten schließen zu können! Ich schrieb, als Sie vorfahren, eben an Marie Kniehose. Wissen Sie, Doktor, Sie könnten mir die letzten Zeilen diktiren.“

„Das will ich,“ sagte der Alte, „und will auch den Briefträger machen, denn ich fahre über Hohen-Bieg. Haben Sie alles?“

„Alles.“

„Also schreiben wir: „Eben ist Doktor Leist hier und versichert uns, es sei keine Gefahr. In zwei Tagen wird unser

Kranke außer Bett und in einer halben Woche so gut wie genesen sein. Dies alles schreib' ich nach dem Diktat des Alten, der diesen Brief selbst mitnehmen will. Punktum, Gedankenstreich. Deine Kenate.“

Kenate sprang auf, schob in heiterer Laune dem Doktor das Blatt zu und sagte: „So, nun haben wir es schwarz auf weiß, und Sie müssen nur noch darunter schreiben „beglaubigt“ und Ihren Namen. Aber keinen Doktortrikelfrakel, sondern deutlich und leserlich für Jedermann.“

Der Alte that, wie ihm geheißen. Dann erhob er sich, und während ihm Kenate wieder in seinen schweren und vieltragigen Mantel hineinhielt, schloß er seinen Besuch mit den Worten: „Und nun noch eines, Ihr Damen. Ich muß die Gefunden bitten, sich über den Kranken nicht zu vergessen. Sonst vertauschen wir bloß die Rollen. Also keine Allotria wie Nachtwachen und andere Ueberflüssigkeiten. Tante, ich mache Sie verantwortlich. Und übermorgen sehe ich wieder nach. Und nun Gott befohlen.“

Sie begleiteten ihn treppab bis an den Wagen, der unter dem Vorbau hielt. Bald zogen die Pferde an, und Kenate und die Schorlemmer grüßten dem Alten nach. Eine rechte Sorge war von ihnen genommen; er hatte so zuverlässlich gesprochen. Gegen Abend kam eine alte Warteifrau, um sie am Bette des Kranken abzulösen, und beide gingen nun in ihre Stiebelstuben hinüber, um nach zwei schlaflosen Nächten eine ruhige Nacht zu haben.

Die Sonne des nächsten Vormittags schien hell auf die Bohlsdorfer Dächer. Kenate war bei der Antmannsfrau gewesen, um ihr einen Gegenbesuch zu machen, und kam eben von dem Gutshofe zurück, als sie ein herrschaftliches Fuhrwerk vor dem Krüge halten sah. Der Herr, dem es gehörte, ging inmitten der Dorfstraße auf und ab. Er war von hoher Gestalt, trug Pelzrock und Pelzhüte, und sah von Zeit zu Zeit nach dem Kirchthurn hinauf, dessen grotesk geformte Schneehaube seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schien. Im Näherkommen erkannte Kenate den alten Geheimrath.

„Herrn Ladakinski!“ rief sie und eilte ihm entgegen. Der Geheimrath war erschrocken befangen, und eine kurze Pause folgte den ersten Begrüßungsworten, bis Kenate fragte:

„Du bist auf dem Wege nach Guse?“

„Ja, liebe Kenate; zum Begräbniß der Tante. Aber was führt Dich in dieses Dorf? Ich erwartete, Dich in Guse zu sehen, Dich und Lewin und den Papa.“

„Du wirst nur den Papa in Guse treffen; Lewin ist hier.“

„Lewin ist hier?“

„Ja, krank und bewußtlos; nun schon den vierten Tag. Die Leute schicken uns einen Boten. Es war denselben Morgen, wo die Nachricht von dem Tode der Tante kam. Papa fuhr nach Guse, ich nach hier. Die Schorlemmer begleitete mich, und wir fanden, Lewin, wie wir nach allem, was uns der Bote gesagt hatte, erwarten mußten. Er lag in tiefem Schlaf. Alles ist in Dunkel, und wir raten hin und her, was ihn in nächster Nacht von Berlin fort und hierher geführt haben mag. Ein Knecht fand ihn wie todt neben den Chauffeestellen.“

Der Geheimrath schwieg eine Weile; dann nahm er Kenates Arm und sagte: „So weißt Du von nichts? Ach, Kind, welche Tage haben wir durchlebt! Kathinka ist fort, und wir werden sie nicht wiedersehen.“

Das also war es. Kenate sah nun klar, schien aber weniger überrascht, als der Geheimrath erwartet haben mochte.

„Kann ich Lewin sehen?“ fragte dieser.

„Ja; er liegt oben.“

Sie stiegen nun die schmale Treppe hinauf und fanden die Schorlemmer am Bette des Kranken. Sie wollte das Zimmer verlassen, aber der Geheimrath bat sie, zu bleiben. Lewin schlief mit einem Ausdruck, als ob er sich dieses Schlafes freue. Der alte Ladakinski war durch diesen Anblick erschüttert. Ueber ihn war seit jenem Tage kein erquicklicher Schlaf gekommen. Er nahm des Kranken Hand und sagte: „er wird genesen,“ und in dem schmerzlichen Ton, in dem er diese Worte sprach, klang es begleitend mit: „ich nicht“.



Die Krabbe beißt! Gemälde von Burgers.

Nach einer Photographie von Braun & Co. in Dorach.

So vertieften sie wieder das Haus und kehrten auf die Dorfgasse zurück, wo sich inzwischen Alt und Jung um den Chaisewagen und das verdrücklich über die Ledertrommel (als ob es eine Logenbrüstung wäre) hinwegblühende Windspiel versammelt hatte.

„Ich spräche gern noch ein paar Worte mit Dir,“ sagte der Geheimrath und wies mit leiser Kopfbewegung auf die Dorfleute, die jetzt ihre neugierigen Blicke mehr auf das herzutretende Paar als auf den Wagen zu richten begannen.

„Laß uns in die Kirche gehen,“ erwiderte Renate, „die Thür ist offen.“

Er war es zufrieden. Sie stiegen über die halbverfallene Feldsteinmauer und schritten, an ein paar Gräbern vorbei, auf dieselbe Seitenthür zu, durch die Lewin am Weihnachtsheiligabend eingetreten war.

In der Kirche war alles öde; nur auf den schwarzen Tafeln standen noch die Nummern der Gesangbuchverse, die man am letzten Sonntag gesungen hatte. Ein scharfes Seitentlicht fiel auf das Altarbild: eine Kreuzigung; Maria und Johannes fehlten und nur eine Magdalena lag auf den Knien und hielt das Kreuz umfaßt. Es war ein häßliches Bild aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts; die Magdalena trug ein hohes Toupe von rothblondem Haar, in das große Perlen eingeflochten waren. Der Ausdruck sinnlich und roh. Der Geheimrath verdroß es; er wandte sich ab und suchte nach einem Platz in der Kirche, der ihm Sicherheit vor diesem Publikum gewähren mochte. Er fand ihn auch. Zur Seite des Altars, in eine Ecke gehoben, standen vier alte Chorstühle, die, nach ihrem Schnitzwerk zu schließen, noch aus der katholischen Zeit stammten und bei einer Renovirung der Kirche hier seitab ein Unterkommen gefunden hatten. Der alte Ladalinski zeigte darauf hin, und sie nahmen die beiden vordersten ein.

Jeder scheute sich, von Kathinka zu sprechen. So stotzte das Gespräch, noch ehe es recht begonnen. Endlich faßte sich Renate und sagte: „Ich vermiße Tubal; er war der Liebling der Tante, und nun fehlt er an ihrem Grabe.“

„Und doch war es ein richtiges Gefühl, was ihn zurückhielt,“ erwiderte der Geheimrath.

Renate sah ihn fragend an.

„Ein richtiges Gefühl,“ wiederholte dieser nach einer Pause, „das Gefühl einer Mitschuld. Ach, meine theure Renate, die Schuld, die wir auf uns laden, tragen wir nicht allein. Andere sind gezwungen, sie mitzutragen. Und Tubal empfindet das. Er wollte niemand von Euch sehen, nicht Lewin und nicht Dich.“

„Und doch hätte er sich überwinden sollen,“ sagte Renate. „Und daß er es nicht that, Oufel Ladalinski, das kann ich ihm nicht zum Guten rechnen, wenigstens nicht zum Guten allein. Er gab einem feinen Gefühle nach und mißtraute dem ungerigen. Das war nicht recht, sonst hätte er wissen müssen, daß wir solche Mitschuld nicht gelten lassen und ihr Bekenntniß nicht annehmen würden.“

Sie schwieg einen Augenblick; dann fragte sie, wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Weißt Du, wie die Tante starb?“

„Nein, ich hörte nichts. Alles, was ich erfuhr, erfuhr ich aus einer kurzen Anzeige Deines Vaters. Ich war erschüttert, denn sie hatte meinem Herzen nahe gestanden, und ich mußte mich nun aufrichten an dem, was ihr durch diesen raschen und unerwarteten Tod erspart geblieben war. Denn sie liebte nicht, ihre Pläne durchkreuzt zu sehen. So durchkreuzt!“ Er schwieg eine Weile und setzte dann hinzu: „Und ihre Pläne, Renate, waren meine Wünsche. Was davon noch übrig ist, leg' ich in Deine Hand.“

Renate blickte vor sich hin und erröthete. Dann aber sagte sie rasch und in beinahe heiterem Tone: „Oheim Ladalinski, laß mich offen sein. Ich darf es. Du pochst nicht an die rechte Thür, und Du weißt es auch; was Du freundlich in meine Hand legen möchtest, das liegt in einer anderen.“

„Nein, Renate, es liegt bei Dir. Ein Herz zwingt das andere. Und ich weiß...“

Sie schüttelte den Kopf und wollte antworten; aber beide hörten jetzt draußen ein Kragen an der Thür, und im nächsten

Augenblick kam das Windspiel den Mittelgang der Kirche herauf, stellte sich, mit unruhiger Kopfbewegung bellend und klingelnd vor den Geheimrath und lief dann wieder auf den Seiteneingang zurück, immer sich umblühend, ob sein Herr auch folge. „Kutscher und Diener werden ungeduldig,“ sagte der alte Geheimrath; „wir müssen abbrechen.“

Damit verließen beide die Kirche und schritten wieder über den Kirchhof auf den Wagen zu, in den das Windspiel eben hinein gehoben wurde. Der Geheimrath nahm seinen Platz neben demselben und streichelte es, während er die Rechte Renaten zum Abschied reichte.

„Ich danke Dir für unser Gespräch; behalte es in gutem Gedächtniß. Ich bitte Dich darum.“

Damit trennten sie sich. Renate trat unter den Vorbau des Kruges und sah dem Wagen nach. Ihre Gedanken waren bei Tubal, und sie suchte sich das Bild desselben vorzustellen; aber es waren immer die Züge Kathinkas, die sie sah.

„Sind sie einander so ähnlich?“ fragte sie sich und stieg die Treppe hinauf.

XLIV. Genesen.

Die Nacht über hatten abwechselnd die Krügersfrau und eine alte Frau aus dem Dorfe bei Lewin gewacht; nun war es neun Uhr früh, und Renate und die Schorlemmer sahen wieder an seinem Bette. Er schlief unruhiger als die Tage vorher, und einzelne, freilich nur halb verständliche Worte kamen von seinen Lippen. In dem Zimmer lag ein heller Morgenschein, und das Eis schmolz von den Scheiben. Sonst war nichts hörbar, als das Zwitschern eines Reiflugs und das Klappern von Tante Schorlemmers Nadeln. So verging eine halbe Stunde, während welcher die Frauen vor sich hin oder auf den Kranken saßen. Jetzt trat die Sonne sein Gesicht, und Renate flüsterte: „Sieh, er träumt. Und etwas Freundliches muß es sein.“ Und ehe die Schorlemmer antworten konnte, gingen draußen die Glocken, und Lewin erwachte. Sein erster Blick fiel auf die Schwester. Er erkannte sie und sagte: „Renate.“

Diese war aufgesprungen, nahm ihn in ihre Arme und rief einmal über das andere: „Mein lieber, lieber Lewin.“ Tante Schorlemmer strickte weiter, aber ihre Lippen zuckten. Als Lewin sie bemerkte, nickte er ihr zu und gab ihr die Hand.

Es war erlichlich, daß er noch sehr matt war. Sie legten ihm ein Kissen in den Rücken, daß er mehr saß als lag, und sein Auge lief nun im Zimmer umher, um sich zu recht zu finden.

„Wo bin ich?“

Sie nannten ihm den Namen des Dorfes. Er schüttelte den Kopf, schien sich aber zu besinnen, und fragte dann: „Wo ist Papa?“

„In Gufe.“

„In Gufe? Warum in Gufe?“

Renate und die Schorlemmer sahen einander an und wußten nicht, was antworten. Aber Renate faßte sich bald und sagte ruhig: „Tante Amelie ist todt.“

„So, so... wie alt war sie?“

Es blieb bei der Frage, denn sein Bewußtsein begann wieder zu schwinden, und einen Augenblick später lag er abermals in tiefem Schlaf. Und doch war er dem Leben wiedergegeben, er hatte gesprochen, und beide Frauen reichten sich in freudiger Bewegung und wie zum Ausdruck ihres Dankes die Hand.

Nach ein paar Stunden kam der Doktor. Er fand Lewin aufrecht im Bette sitzend. Lewin erkannte den Doktor; als er aber die Linke heben wollte, um sie ihm zu reichen, sank sie matt auf das Bett zurück.

„Wie geht es, Lewin?“

„Ich danke, gut.“

„Ich danke, gut! Das ist mir nicht genug. Haben Sie gegessen?“

„Ja, eine Suppe.“

„Wie schmeckte die Suppe?“

„Gut.“

„Das ist recht. So muß es heißen. Kopfweh?“

„Nein.“

Der Doktor nahm jetzt selber die Hand und zählte den Puls. Als er damit geendet hatte, sah er, daß der Kranke vor Erschöpfung wieder eingeschlafen war. „Stören wir ihn nicht.“

So verließen sie das Zimmer, und nahmen erst draußen auf der Treppe das Gespräch wieder auf. „Es geht alles wie es soll. Krisis überstanden; alle Zeichen der Genesung da. Kein Fieber; nur matt, matt. Aber jede Stunde Schlaf bringt ihn um eine Woche weiter. Morgen wird er aufstehen wollen, und übermorgen kann er reisen.“

„Und wir?“

„Wir reisen morgen schon und bestellen ihm Quartier.“

„Und schicken ihm Krist und den Planschlitten.“

„Getroffen. Den wollte ich eben empfehlen. Und einen tüchtigen Häckselsack in den Rücken. Denn im Kreuz wird es wohl noch fehlen.“

Damit hatten sie den Unterspur erreicht und standen vor der Gaststube, in der dem Doktor noch ein Warmbier vorgelegt werden sollte. Aber er dankte, „denn er müsse noch bis Reitwein.“ Und als die Krügersfrau nichtsdestoweniger fortfuhr, in ihn zu dringen, schnitt er endlich jede weitere Verhandlung durch das eine Wort „Wöchnerin“ kategorisch ab. Das half. Tante Schorlemmer wurde noch verlegener als Renate.

Unter dem Vorbau hielt bereits der Wagen des Doktors. Er schickte sich eben an hinaufzusteigen, als er seinen Fuß von dem Tritteisen zurückzog. „Der alte Leist wird alt; hätte die Hauptsache beinahe vergessen,“ und dabei begann er in den Tiefen seiner Manteltasche herum zu suchen. Endlich fand er ein dickes rothledernes Notizbuch, das zugleich als chirurgisches Besteck diente, und nahm einen Brief heraus. „An Renate von Bigerwitz.“

Nun erst stieg er auf. „Auf Wiedersehen in Hohen-Biez.“ Renate und die Schorlemmer erwiderten seinen Gruß.

Der Brief aber war von Marie.

Und es kam alles, wie Doktor Leist gesagt hatte. Am andern Morgen verlangte Lewin aufzustehen, und süßte sich trotz aller Mattigkeit doch kräftig genug das Zimmer zu verlassen, und unten unter dem Vorbau von Renate und Tante Schorlemmer Abschied zu nehmen.

Lewin ging dann in sein Zimmer zurück. Er hatte sich mehr angestrengt, als seine Kräfte zuließen, und warf sich jetzt angeleidet aufs Bett, nicht um zu schlafen, wohl aber um zu ruhen. Allerhand Bilder zogen an ihm vorüber, wechselnd und phantastisch, aber immer eines aus dem andern. Er sah Frau Hulens dunkle Küche und den kleinen Wachsstock, den er in der Herdofen mit so viel Mühe angezündet hatte, und aus dem Wachsstock ward eine Kerze, und aus der Kerze wurden zwölf Kerzen, und alle zwölf brannten zu beiden Seiten eines Sarges, darin aber lag die Tante, die schwarze Wittwenhaube tief in die Stirn gerückt. Und neben dem Sarge standen kleine Cypressenbäume, die wuchsen und wuchsen hoch wie Pappeln, und nun war es eine Pappelallee, und zwischen den Pappeln kam ein Wagen rasch herangefahren, dem lief er nach und wollte rufen, aber die Stimme versagte.

Alles dies kam und ging, und kam wieder, ohne daß es ihn ernstlich beunruhigt hätte. Eine Hand lag auf ihm, und unter dem Einfluß einer süßen Betäubung wurde das Nächstliegende wie in weite Ferne gerückt, und das Wirkliche zum Traum. Erregungen der Phantasie, nichts weiter, und von Empfindungen nur eine: die Sehnsucht nach Hohen-Biez.

Und nun war wieder ein Tag und eine Nacht vergangen; der helle Morgen schien in die Fenster, und es mochte die zehnte Stunde sein. Krist, der bald nach Mitternacht mit dem Planschlitten und einer ganzen Winterausstattung von Pelzröcken, Shawls und Filzstiefeln eingetroffen war, war bereits im Stalle beschäftigt, den beiden Bräunen die Selen und die Geläute aufzulegen, und die Krügersfrau stand in der Stallthür, eben so sehr, um selbst noch zu erzählen, wie um Hohen-Biezher Reuigkeiten gegen ihre Wohlthäter einzutauschen.

Lewin sah reisefertig in seinem Zimmer, während dieje

Gespräche geführt wurden. Er hatte schon einen Morgen Spaziergang gemacht, nicht ins Freie hinaus, nur in die Kirche hinüber, um noch einmal den Grabsteinspruch zu lesen, den er längst auswendig wußte. Seit einer halben Stunde war er von da zurück und hielt jetzt ein zusammengefaltetes Blatt in Händen, dessen Inhalt ihn zu beschäftigen schien. Es war Mariens Brief, den er sich am Tage vorher, im Momente von Renates Abreise, von dieser erbeten hatte. „Ich will ihn doch noch einmal überfliegen,“ sagte er, beugte sich gegen das Fenster vor und las mit halblauter Stimme:

„Liebe Renate! Deinen Brief habe ich gestern Abend, wo Doktor Leist bei uns eben vorfuhr, erhalten; um mit ihm noch persönlich zu sprechen, dazu war keine Zeit; er wollte bei der späten Stunde gleich weiter. Ich las und lief dann in meiner Herzensfreude zum Pastor, der kaum weniger freudig bewegt war als ich. Und doch ist es etwas Trauriges. Du schreibst: „Warum er Berlin verlassen hat?“ und fügt dann hinzu: „Darüber habe ich nur Vermuthungen, und auch diese kaum.“ Ach, meine liebe Renate, ich weiß es, und in Traum und Wachen habe ich diese Stunde kommen sehen.

Hier ist alles still, viele Bauern und ihre Frauen sind zum Begräbniß hinüber. Denn sie war doch auf ihre Art beliebt, und jeder sprach von ihr. Auch Seidentopf ist seit einer Stunde fort. Er will erst nach Gufe, dann nach Küstrin und Hohen-Biezlar, und wir erwarten ihn erst am Schluß der Woche zurück. Welche seltsame Trauerversammlung wird um den Sarg der Tante stehen! Bäume, Ruhe, Doktor Faulstich. Und denke Dir, auch Jeeze trauert. Es rührte mich fast, als ich ihn heute sah. Er hat ein paar schwarze Samajchen hervorgesucht „noch von der gnädigen Frau her,“ sagte er, und einen Flor.

Meine Gedanken sind beständig bei Euch; sie wandern von einem Siebelzimmer in das andere, und mir ist immer als kennte ich das Dorf. Es ist dasselbe, von dem uns Lewin am ersten Feiertage erzählte, und ich sehe noch alles vor mir: den Christbaum mit der jungen hübschen Krügersfrau und den Mondkloß, und dann die dunkle Kirche mit der Stiegleiter am Altar und der kleinen Handlaterne. Und vor dem Altar liegt der Grabstein mit dem schönen Spruch, den ich mir seitdem wohl hundert Mal vorgesprochen habe. Mir ist dann immer, als wüßte ich und könnte fliegen.“

Hier hielt Lewin einen Augenblick inne und wiederholte sich die Worte: als wüßte ich und könnte fliegen. „Wie gut sie es trifft,“ setzte er hinzu. Dann nahm er das Blatt, das er aus der Hand gelegt hatte, wieder auf und las bis zu Ende.

„Gebet Gott, daß sich des alten Leist Prophezeiungen erfüllen; er hat versprochen, diese Zeiten wieder mit zurückzunehmen, und ich schide sie durch Hoppenmarielen nach Lebus. Sie wartet draußen und stößt mit ihrem Stock auf die Flursteien, ein Zeichen, daß sie ungeduldig wird. Ich fürchte mich viel zu sehr vor ihr, um ihre schlechte Laune noch wachsen zu lassen. Und so lebe denn wohl, meine einzig geliebte Renate, mein Glück, mein Stolz und meine Zuversicht. Grüße die Schorlemmer, und wenn Lewin die Augen aufschlägt, so denke recht, recht an mich. Dann fühle ich es in meinem Herzen.

Deine Marie.“

Lewin, als er zu Ende gelesen, erhob sich und trat an den Feisigbauer, um dem Vögeltchen, das ihm die langen Stunden des vorausgegangenen Tages so freundlich weggezwickelt hatte, zu Dank und Abschied ein Zunderstückchen zwischen die Stäbe zu stecken.

Er wollte sich eben wieder setzen, als Krist eintrat, um zu melden, daß alles fertig und der Schlitten vorgefahren sei. Zugleich bepackte er sich mit der ganzen Winterausstattung, die unangerührt auf der Bettdecke liegen geblieben war, und stapfte wieder treppab, während Lewin ihm folgte. Auf der Thürschwelle blieb dieser noch einmal stehen und sah in das Zimmer zurück. Er war nicht erschüttert, auch nicht eigentlich bewegt (die Nachwehen der Krankheit hielten ihn noch in ihren Banden), aber aller Apathie zum Trotz empfand er doch deutlich, was ihm die hier verbrachten Tage gewesen waren, und daß ein Leben hinter ihm verlief und ein anderes begann.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Eine kleine Geschichte vom Nutzen der Wissenschaft.

Folgende, von authentischer Seite uns mitgetheilte kleine Geschichte ist ein glänzender Beweis dafür, daß auch die scheinbar abstrakte Wissenschaft manchmal hohen praktischen Werth haben kann. Der Khebidive von Aegypten, welcher so ungeheure Summen für die Ausgrabung der alten Monumente, für Errichtung des Museums in Bnat und für die Erfordernisse der Aegyptologen bereitwillig bezog, tragt sich doch auch mit der Frage, welcher praktische Nutzen durch so großen Aufwand erreicht werden könne. Der Khebidive ist ein ausgezeichnete Mann; er hat die Würde des Doctor juris erworben; er will nicht nur orientalisches wirthschaftlichen — was er leider allerdings im ausgiebigen Maße thut — sondern er will von dem Glänzenden auch eine brauchbare, für die menschliche Gesellschaft wohlthätige Seite sehen. So richtete er im Jahre 1872 an seinen Vorn, den Professor Brugsch, einmal die Frage, was die Erkenntniß des ägyptischen Alterthums denn wohl für das heutige Aegypten für einen Nutzen habe? Eine bedeutende Frage für einen Gelehrten, und Professor Brugsch wich ihr natürlich zuerst dadurch aus, daß er die idealen Aufgaben aller Wissenschaft hervorhob, gegen welche die Frage nach dem Nutzen zurücktrete. Der Khebidive war damit nicht zufrieden, seinem Lande das Verständnis seiner Geschichte und die Hüthen alter Kunst aufgeschlossen zu sehen; er meinte, ob nicht vielleicht in den vielen Papyrusrollen auch für die heutige Regierung des Landes ein praktischer Rath zum Kanon der Politik anzufinden sei. Brugsch glaubte wegen der Verschiedenheit der heutigen Zustände dies vernichten zu müssen; jedoch sagte er, er sei im Stande, die gegenwärtig spurlos verloren gegangenen alten Gold- und Silberminen und die arbeitsamen Brunnen wieder aufzuzeigen. Der Khebidive sah ihn ungläubig an und blieb auch bei seinem Zweifel, als Brugsch zum nächsten Tage sein Versprechen zu lösen versich. Derselbe arbeitete nun eifrig in seinen Papiereu und lieferte am andern Morgen dem Khebidive die französische Uebersetzung der alten Texte.

Darauf reiste Brugsch zur Verrichtung der ägyptischen Abtheilung bei der internationalen Ausstellung nach Wien. Im Jahre 1874 kehrte er dann nach Aegypten zurück und beiseite sich, dem Khebidive sofort seine Aufwartung zu machen. Zu seinem Erstaunen kommt derselbe ihm auf der Treppe entgegen, was sonst nur eine Auszeichnung für Fürsten ist, und bezeugt ihm seinen herzlichsten Dank. Brugsch denkt natürlich an seine Bemühungen in Wien und betheuert, nur seine Schuldigkeit gethan zu haben; der Khebidive aber erklärt ihm, es sei nicht das, sondern es handle sich um den praktischen Nutzen der Aegyptologie und um die wirklich aufgefundenen Gold- und Silberminen und namentlich um die arbeitsamen Brunnen. Er hatte nämlich sofort einen Offizier seines Generalsstabs mit der Erforschung dieser hochwichtigen Dinge beauftragt; General Stone ließ die große Karte anfertigen und so wurden, immer unter Anleitung der hieroglyphischen Berichte, auf der Straße zwischen dem rothen Meer und dem Nil, von Koffeir nach Aoptos zuerst neun arbeitsame Brunnen gefunden, hundert ägyptische Ellen (200 Fuß) tief, mit Quadern im Gebirg gebaut und mit Treppen nach unten versehen, die, vom Sande gereinigt, wirthlich reichliches Wasser lieferten. Auch die Bergwerke sand man. Der Khebidive konnte nun bei Koffeir Fortifikationen anlegen und eine wichtige und sichere Straße durch die Wüste war dem heutigen Aegypten durch die Philologie zurückgegeben.

Elektrisches Licht.

Es ist nun keine Frage mehr, daß das elektrische Licht im großartigen Maßstabe neben der Gasbeleuchtung und theilweise dieselbe verdrängend, in der Praxis seine große Rolle spielen wird. Bisher war es mehr ein Luxusgegenstand, wurde auf Theatern, bei großen Festlichkeiten, zu Rekognoszirungen nächtlicher Weile im Kriege angewandt. Jetzt ist aber die Periode gekommen, daß es zur Beleuchtung von Städten und großen gewerblichen Etablissemens Verwendung findet. In Paris hat sich vor kurzem eine Gesellschaft gebildet, die den Gasgesellschaften den Krieg auf Tod und Leben erklärt. Eine Anzahl der bedeutendsten Finanzmänner, darunter Foud, Baron von Wendel, hat ein Grundkapital von 7½ Mill. Franken zusammengedrückt und will damit in Paris das Gas durch elektrische Beleuchtung ersetzen. Schon heute strahlt dieses Licht nicht mehr bloß auf dem Opernplatze, sondern auch in den Lokalitäten des bekannten Vlaties „Figaro“ und den „Grands Magasins du Louvre“. Natürlich bemitt man auch die Weltausstellung, um für die neue Beleuchtungsmethode Propaganda zu machen. In Deutschland sind auch schon verschiedene große gewerb-

liche Etablissemens durch elektrisches Licht erleuchtet; so z. B. in Leipzig die Fabrik athenischer Cele von Schimmel & Co. und das bekannte große Bibliographische Institut. Zu letzterem erzeugen vier durch Dampfkraft in Thätigkeit gesetzte Reibungsapparate die erforderliche Elektrizität, welche durch Kupferdrähte zu den Kohlenstäben (Polen) im Maschinenhause geleitet wird und hier vier elektrische Sonnen entwickelt, die gleich dem wirklichen Sonnenlicht die Nacht taghell erleuchten. Früher waren zur Beleuchtung des Saales 28 Gasflammen erforderlich und doch war die Helle gegen die jetzige Beleuchtung nur eine ganz untergeordnete. Das elektrische Licht ist so stark und intensiv, daß eine angezündete Gasflamme auf die davor gehaltene Hand einen deutlichen Schatten wirft. Die Intensität des Lichtes wirkt auf das Auge keineswegs irritirend oder blendend, wie denn überhaupt das Licht durchaus gleichmäßig und in mächtiger Fülle entwickelt wird. Wenn nun auch die Herstellung des elektrischen Lichtes nach dem neuen Erzeugungsverfahren immer noch doppelt so hoch im Preise zu stehen kommt wie das Gaslicht, so gewährt es doch so bedeutende Vortheile, daß dessen Einführung in größerer Etablissemens dringend geboten erscheint. Abgesehen von der Tageshelle, die gewonnen wird, ist das elektrische Licht der Gesundheit des Arbeiterpersonals nicht nachtheilig, während das Gaslicht die Luft in geschlossenen Raum geradezu für die Athmungsorgane verderblich macht, worunter auch die Arbeitskraft des einzelnen Individuums zu leiden hat.

Obstkonservirung.

Wieder schmeckt frisches Obst mehrere Tafeln, und bei der Fülle, in welcher manche Sorten vorhanden sind, kommt der sorglosen Hausfrau natürlich der Gedanke nach der Konservirung all der schönen Früchte. In dieser Beziehung hat man dem neuerdings ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Der Chemiker Piaz hat nämlich die allgerühmtesten Resultate in der Obstkonservirung mittels Salicylsäure erhalten. Ohne jedes Erhitzen oder Aufstochen wurde die betreffende Obstsorte einfach in eine Flüssigkeit eingelegt, welche auf ein Liter Wasser 100—500 Gramm Aeder und 2½ bis 3 Gramm Salicylsäure enthielt und dann die Mäßer mit gewöhnlichem Schreibpapier verbunden. Himbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Trauben, Kirchen, Birnen hielten sich auf diese Weise ein ganzes Jahr im Vollbehalt ihres Aroms; gefochtenen Fruchtstücken braucht nur etwa ein Gramm Salicylsäure auf das Liter Flüssigkeit zugesetzt zu werden, um sie völlig haltbar zu machen. Auch abgenommenes Obst kann man jetzt besser aufbewahren als früher. Es lebt sozulagen in der Apfelkammer noch einige Zeit fort, wobei es unter theilweiser Fersehung von Zucker eine große Menge Gase anscheidet. Diese Gase riecht man oft sehr deutlich in Kellern oder Apfelkammern. Ein Apfel von 50 Gramm Gewicht lieferte nach genauen Untersuchungen in sieben Wochen nicht weniger als 400 Kubikcentimeter Gas. Diese Lebensfähigkeit, die schließlich zum Verderben des Obstes führt, kann indessen schnell unterbrochen werden, wenn der Luft in der Obstkammer geringe Menge Aether, Phenol, Chloroform oder Schwefelkohlenstoff beigegeben werden. Der Redakteur von Dinglers polytechnischem Journal, Dr. Fischer, erhielt dadurch, daß er hin und wieder einige Tropfen reines Phenol auf den Boden seines Obstellers tropfte, Äpfel bis zum nächsten Juli völlig frisch.

Griechen.

Hrn. A. N. in Gnadon. Wir theilen Ihre Verichtigung hier gerne mit: „Die Zeitung-Beilage Nr. 17, 1878 bringt die Nachricht, daß der Kaiserliche Reichs-Statthalter in Sanditz Gebiet liegt, seine Töchter hatte und nach King-Williams-Town hol.“ Aus von ihm eingegangenen Nachrichten ist ersichtlich, daß er allerdings einige seiner Töchter nach King-Williams-Town gerandt hat, daß er selbst aber mit seiner Gattin in Gnadon aus dem Koffer in der Mitte der in der Nähe des Herrn Gungghame bei Grestown angelegten lokalen Kofferu geblieben ist.“

Inhalt: Un capriccio. (Fortsetzung.) Novelle aus der italienischen Gesellschaft. Von M. Lion. — Eine Kaiserhuldigung unter der Erde. Mit Illustration. — Tante Agathe. Aus dem Schzenbuche eines Vielgewanderten. — Edisons Phonograph. Von C. Vierdermann. Mit zwei Zeichnungen. — Anale von Lafant. Ein Lebensbild aus der katholischen Kirche von Wilhelm Herbst. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Die Krabbe beißt. Nach dem Gemälde von Bürger. — Am Familientische: Eine kleine Geschichte vom Nutzen der Wissenschaft. — Elektrisches Licht. — Obstkonservirung.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt das vierte Quartal des XIV. Jahrganges (Juli—September 1878). Wir eruchen daher unsere Abonnenten, besonders diejenigen der Post zur Vermeidung der Bestellgebühr von 10 Pf. bei verspätetem Abonnement, ihre Bestellungen sofort erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung entstehe.

Jugleich machen wir darauf aufmerksam, daß von früheren Jahrgängen nur nachstehende noch vollständig zu haben sind: VIII. (1872), IX. (1873), XI. (1875), XII. (1876) und XIII. (1877); Preis pro Jahrgang in Nummern oder Heften 7 Mark 20 Pf., gebunden 9 Mark 60 Pf. Einzelne Quartale aus älteren Jahrgängen liefern wir, soweit vorräthig, zu 1 Mark 80 Pf., aus dem laufenden Jahrgange zu 2 Mark pro Quartal; einzelne Nummern gegen Einzahlung von 35 Pf. in Briefmarken franco pr. Kreuzband. Einbanddecken zu jedem Jahrgang kosten 1 Mark 40 Pf. pro Stück.

Veranstalter: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Dabem-Expedition (Wetjagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

fürcht im D unfer ja Ur zu tra des G ist ein

Aus der Zeit — für die Zeit.



*Capl. Leutn. Graf v. Schwerin
(todt)*

Unter-Leutn. Mac Lean (todt)

Unter-Leutn. Fouquet (todt)



*Capl. Graf v. Monts
(gerettet)*

Unter-Zahlm. Brauner (todt)

Masch. Ingen. Ehrenkönig (todt)

Einige von den Helden des „Großen Kurfürst.“

Wir hätten gern all die Braven im Bildnisse gebracht, welche bei der fürchterlichen Katastrophe vom 31. Mai verunglückt. Denn sie alle sind im Dienste des Vaterlandes untergegangen und haben gleichen Anspruch auf unsern Schmerz. Aber die große Anzahl der Opfer, dann die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit Porträts derselben zu erhalten, zwang uns eine Auswahl zu treffen, und so bringen wir denn außer dem überlebenden Kommandanten des Schiffes noch die Bildnisse einiger der verunglückten Offiziere. Wieder ist ein Schwerin darunter, ein Mann aus der Familie, welche fast alle

preussischen Schlachtfelder mit ihrem Blute feuchtete. Auch Graf Monts ist nur mit genauer Noth dem Tode entrannen; er ging mit dem Schiffe nieder, arbeitete sich aber als guter Schwimmer empor und wurde von einer Dampfmaschine aufgenommen. Diese, welche überfüllt war, schlug um und wieder verlor der Kapitän, bis ein zweites Boot ihn aufnahm. Auch dieses schlug um, und ein drittes Mal hatte Graf Monts um sein Leben zu kämpfen, bis er bald bewußtlos von einem dritten Boote aufgehoben wurde. Biographische Notizen der übrigen Offiziere stehen uns leider nicht zu Gebote.

Aus dem Papierkorbe des Daheim.

Von einem Bazar auf den andern Bazar.

Geschichte eines gestickten Sophasissens, zur Warnung für junge Wittwen erzählt vom Bierzehnten.

Die Baronin war damals schön, jung und — Witwe, was sie jedoch nicht lange mehr bleiben wollte. Abends hielt sie aus diesem Grunde offenen Haus und versammelte einen Kreis edler Männer um sich. Besonders gern sah sie den Professor, dessen drei hervorragende Tugenden in ihren Augen haben und unverheiratet.

Wurde es dunkel, so ließ die Baronin die Lampen anzünden und Feuer im Kamin machen; sie zupfte vor dem Spiegel ihre Kravatte zurecht, strich die Haare glatt, seufzte, holte ihren Arbeitsstich und setzte sich in Positur. Dann griff sie zur permanenten Stiderei, an der sie sticke, seit ihr Trauerjahr vorüber war. Es sollte ein Sophasissens werden mit einem türkischen Muster und einem Palmblatt in der Mitte. Sie sticte jeden Abend daran, d. h. an der Füllung, und ließ das Gestickte am Morgen von ihrer Jofe wieder auflösen, um Wolle zu sparen. Außerdem konnte sie nicht weiter, sobald sie an das Palmblatt kam, und sie mußte sich ja dennoch jeden Abend als tugendhafte und fleißige Hausfrau probieren, weil sie keinen jour fixe hatte und an einem jeden Besuch erwarten konnte. Niemand aber sieht ungekrast an Palmen, namentlich, wenn er es nicht versteht.

Die Baronin hoffte immer stärker auf den Professor; denn er kam schließlich jeden Abend und blieb länger als die andern, ja er blieb oft sehr lange, was sie sich nicht anders, als durch die Aufrichtigkeit seiner Meinung zu erklären vermochte. Dann bemerkte sie, daß er ihr formwährend mit zärtlichen und gepanonten Händen auf die Hände sah, und ihre Hände waren besonders schön. Ebenso günstig deutete sie es, daß er, der sonst so geistreich war, ihr gegenüber meist andächtig verstumte. Oft sah er übrigens so beharrliche, daß die Baronin in die tödtlichste Verlegenheit gerieth; denn die Füllung wurde fertig, und sie näherte sich bedrohlich dem Palmblatt. Aber allmählich fand sie immer noch eine Stelle, wo ein paar Stiche Untergrund festseten.

Die Zeit verstrich; Monate, Jahre gingen hin. Die Entscheidung wurde dreifach werden, und leider stand ihr Geburtstag im „Böthaischen genealogischen Taschenbuch der freibergerischen Häuser von Deutschland.“ Sie hatte einmal im Druckfehlerverzeichnis fünf Jahre später angeben lassen, aber es war zu ihrem Kummer unbeachtet geblieben.

Der Professor sagte immer noch nichts, wenigstens nichts von seiner Liebe und vom Heirathen. Aber man hat ja Beispiele, daß gerade die bedeutendsten Männer unbehilflich wie die Kinder werden, wenn die Interessen ihres Herzens zur Sprache kommen.

Am heutigen Abend blieb der Professor länger als je, und er war mit der Baronin allein. Diese seufzte mehrmals vernichtlich; denn der Erklärung stand ja nichts mehr im Wege. Der Professor seufzte auch. Sie schraubte an der Lampe; der Professor sah ihr zu. Die Füllung des Sophasissens seine Hände förmlich in der Stiderei und rückte ganz nahe an sie heran. Jetzt war sie fertig, nur die Palme in der Mitte blieb noch übrig. Ihre Pulse flohen, ihr Athem stockte, ihre Spannung und Verlegenheit tödteten sie fast. Sie blickte auf, lehnte in ihren Sessel zurück, ließ den Kopf mit Grazie ein wenig auf die Seite sinken und lächelte. Der Professor lächelte auch und — schämte. Da schoß ihr ein genialer Gedanke durch den Kopf. Ich brauche die Stiderei ja doch nicht mehr, dachte sie; Wuth also! Mit einer heftigen Bewegung, der man deutlich den Sturm ansah, welcher in ihrem Innern tobte, griff sie zur Nadel und that den ersten, gewaltigen, verzweifelungs-vollen Stich an dem Palmblatt.

Da sprang der Professor empor. „Gott sei Dank!“ rief er unwillkürlich. „Auf ewig Dein!“ hauchte sie; denn sie glaubte ihres Glückes geniß zu sein; denn der Schwandige trat einen Schritt zurück und stotterte mit nichtlicher Verlegenheit: „Verzeihung meine Gnädigste; Sie mißverstehen mich vollständig. Ich hatte es nur nur in den Kopf gesetzt, abzuwarten, wann Sie endlich das Palmblatt anfangen würden. Sie sticken ja schon seit sieben Jahren an der Füllung.“

Ein Schrei der Entrüstung löste sich von den Lippen der Baronin. Sie schellte nach ihrer Jofe, um sich ins Schlafkammer führen zu lassen, in welchem sie sodann hörbar in Ohnmacht fiel. Sie hoffte, daß dieser discrete Ausdruck ihres Schmerzes den Heuchler reuig umkehren und sein Unrecht werde wieder gut machen lassen.

Allein auch das half nichts. Er ging — und kam nicht wieder. — Als die Jofe am nächsten Abend den Arbeitsstich der Baronin auf den gewohnten Platz stellte und jene hineingriff, war es ihr, als würde sie von einer Natter gestochen; denn sie hielt ihr Sophasissens mit dem angefangenen Palmblatt in der Hand. Der ungewöhnliche Fortschritt, den die Stiderei gestern Abend gemacht, hatte das Mädchen so überrascht, daß sie es nicht wagte, die Fäden wie sonst wieder anzuziehen.

Die Selbstbeherrschung — ausgenommen dem Dienstpersonal gegenüber — ist die Tugend aller edlen Frauen. Auch die Baronin bezwang sie. „Zeit gilt es, Seelengröße zu zeigen,“ sprach sie zu sich selbst, bis die Lippen zusammen, setzte sich auf ihren Platz und sticte an dem Palmblatt weiter. Ja, sie sticte es sogar fertig, aber schief. Als sie ihr vollendetes Werk besah, war sie ehrlich genug, sich einzusehen, daß es ganz und gar unbrauchbar wäre.

„Ich kann es nur auf einen Bazar geben“ rief sie entschlossen und griff nach dem Tageblatt. Sie suchte nach einem Unglück: einer Ueber-schwemmung, einem Bergbruch, oder nach irgend einem anderen gemeinnützigen Zweck, bei dem sie ihren Wohlthätigkeitssinn betätigen konnte, und sie suchte nicht lange. Ein Comité forderte Beistand für einen Bazar, zur Förderung der Leprosen unter den Seitenbergeseelen“ und noch an demselben Abende trug ihr Bedienter das wohlverwahrte Kissen dorthin.

Wenige Tage darauf prangte es unter seines Gleichen d. h. unter lauter angezeichneten oder falsch gestickten Mustern, und das schiefe Palmblatt nahm

sich in solcher Gesellschaft ganz wohlgerathen aus. Ein halbbinder Archäologe, der eine blaue Brille trug, sah es für eine aethiopische Hieroglyphen-tafel an und kaufte es um zwei Goldstücke.

Als seine Gattin ihn daheim auf den Irrthum aufmerksam machte, sagte er in diesem ruhig: „Es schadet ja nichts, liebe Euphrosine; wir müssen so wie so etwas auf den Bazar für das Botoludenaspiel geben. Dazu ist es sehr passend; denn ich würde wirklich keinen Platz dafür.“

Auf dem Botoludenbasar fand das Kissen keinen Käufer mehr und es kam daher in die Verlosung. Aus dieser gewann es ein Weidensteller der Anhalter Bahn, der ein Freilos hatte, und dem es die Frau eines Verwaltungsraths abkaufte, um den nächsten Bazar „zum Besten schuldlos ent-gleicher Reisender“ damit zu beglücken. Von dort ging es auf dem nämlichen Wege wie zuvor in den Besitz eines Studenten über, dessen Aneublement in Bettstelle und Stiefeln bestand, dem also schon ein Sopha fehlte, um es passend zu vermerthen.

Dann haben wir es eine Zeit lang aus den Augen verloren. Jahre waren vergangen und aus der jungen Baronin eine ältliche Baronin geworden, weil ihr Geburtstag noch immer im genealogischen Taschenbuch stand. Doppelt traurig war dies Verhältniß für sie, weil die Abnahme ihrer Einkünfte mit der Zunahme ihrer Jahre ariden Schritt hielt. Ich werthe diese Veränderung am empfindlichsten; denn die Diners, welche unter meiner Aufsicht stattfanden, wurden immer seltener.

Da klagte sie eines Tages ihre Finanznoth einer Freundin, der es ebenso erging; denn damals hatten alle vornehmen Damen in Lustort und Messner spekulirt. Der Freundin kam ein prächtiger Einfall. Sie rief der Baronin, ein Loos zu der Lotterie zu kaufen, welche der Bazar „zur Begründung eines kunsthistorischen Vereins in Konstantinopel“ veranstaltete. Es waren viel Gränder und reiche Sportsmen daran theilhaftig, um es sollten mehrere höchst werthvolle Silberverzierungen zu gewinnen sein. Von großen Lotteriegewinnen hatte die Baronin zufällig auch geträumt. Sie nahm also nicht nur ein, sondern ein ganzes Duzend Loose und wartete von da ab mit höchster Spannung der Dinge, die da kommen sollten. Im Geste sah sie ihren Salon schon in ein Silberwaarenmagazin verwandelt.

Endlich hörte sie den Postwagen vor ihre Thür rollen. Ein Paket wurde ihr gebracht — das Ergebniß ihrer 12 Lotterieloose. Mit zitternden Händen öffnete sie die Kiste, die verächtlich leicht war. Himmel! — was sah sie vor sich? Ihr eigenes Sophasissens mit dem schiefen Palmblatt in der Mitte.

Grausamer Hohn des Schicksals! Halbsohnmächtig sank sie in ihren Sessel. Aber sie war, wie ich schon gesagt, eine entschlossene Frau. Das corpus delicti mußte ihr aus den Augen, sonst erstickte sie vor Jorn. Keinen Moment zögerte sie. Zu ihren Füßen hand der Korb, in welchem sie die Geschenke für den nächsten Bazar sammelte, dessen Comiteedame sie war. Un-willig ergriff sie das Kissen, häufte es in einen großen Bogen Packpapier, und schrieb mit kräftigen Lettern darauf:

„Heierl sein fünfundzwanzigjähriges Bazarjubeläum.“

Dann schenkte sie es in jenen Korb zu dem Uebrigen. Aber auch dieses Sophasissens sollte endlich seine Ruhe finden. Auf dem bald eröffneten Bazar sahen wir einen alten Bekannten wieder — den Professor, an dessen Arm eine schöne und liebenswürdige Dame hing. Er mußte bald aufpassen, als er das Kissen mit dem schiefen Palmblatt erblickte und fraß sofort nach dem Preise. Das Comiteedame, welches an dem betreffenden Interesse hatte, bemerkte sogleich, daß der Käufer ein außerordentliches Interesse habe, und daß sich aus ihm etwas herauszuschlagen lasse.

„Das Kissen ist nicht mehr veräußlich,“ stotete sie.

„Das ist freilich etwas anderes. Es kostet hundertfünfzig Mark.“

„Hier sind sie.“

„Aber lieber Theodor!“ rief die Professorin erschrocken ein.

Er lächelte.

„Mein Schatz“, sagte er dann, „warum soll ich diesem Kissen zu Liebe nicht einen dummen Streich machen? Es hat mich einst vor einem noch viel dümmereu bewahrt.“

Und daheim erzählte er ihr von seinem Erlebnis mit der Baronin. „Wäre das Kissen nicht gewesen, so sähest Du nicht hier.“ schloß er veranlagt; „denn ich war ernstlich verliebt in ihr hübsches Gesicht. Als ich aber bemerkte, daß sie immer wieder, und nur zum Schein nach derselben Stiderei griff, da mußte ich mir sagen, daß eine Frau, die so gedankenlos und so unwahr in ihrem Wesen sei, mich nimmermehr dauernd beglücken werde.“

Dies Urtheil war allerdings hart, aber es dürfte viele Männer geben, die es theilen, darum habe ich diese Geschichte zur Warnung für unsere Damenwelt erzählt.

Gewiß ist die Geschicklichkeit in nützlichen Handarbeiten eine Tugend für jede Frau. Ganz mit Unrecht wird ferner so oft gegen das weibliche Künstler-thum geeifert. Aber zwischen dem Grenzen der Kunst und denen des praktischen Nützlichen in den Fertigkeiten unserer Frauen, liegt noch das ungeheure Gebiet jener ansehnlichen Sticheleien, die lediglich Selbstzweck sind, und mit denen die armen Hände sich nur betrogen, weil sie sich vorpiegeln, sie thäten etwas. Da finden wir die gestickten Kopfbärten, deren Perlen uns das Futter der Potentischen zerstreuen, die Servietten-ringe mit bunten Knöpfchen, welche unsere Kinder gelegentlich verschlucken, die Tragbänder, welche wir nicht tragen können, weil sie glänzen; die Lampen-venteller, auf denen die Petroleumlampen umstürzen, die Handtuchhalter, die bald zu Staubmagazinen werden. Da liegt all der unnütze Tand, der — wirklich nur für den nächsten „Wohltätigkeitsbasar“ zu brauchen ist. Ein Buch zu lesen, ohne die Aufmerksamkeit gleichzeitiger durch eine Handarbeit zu stören, scheint unseren Damen mehr, ein entsetzliches Vergehen. Und doch wird sich jeder verständige Mann darüber freuen. Denn, wer den Geist mit ernstem Eifer stählt, der fördert auch seine praktische Tüchtigkeit.